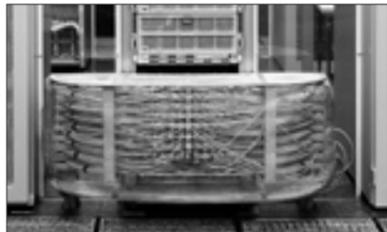


unijournal

Inhalt

Aktuell

- Deutsch und deutlich:** Roland Gysin, Leiter der Fachstelle Publishing, stellt sich vor **2**
- Hightech anno dazumal:** Der Phonograph spricht Mundart wie vor 100 Jahren **2**
- À propos:** Rektor Andreas Fischer über das Studium als neuen Lebensabschnitt **3**



- Viel Rechenpower:** Ein neuer Supercomputer bringt die Forschung auf Touren **3**
- Dach über dem Kopf:** Das neue Student Hostel lindert die Wohnungsnot **3**
- Zehn Jahre Bologna:** Was die Reform gebracht hat und wo wir heute stehen **4-9**
- Puzzle für Fortgeschrittene:** Wie die 155 Hörsäle der UZH disponiert werden **10**
- Uniknigge:** Wie eine Tagung garantiert zum Erfolg wird **10**
- Weichenstellung:** Die Career Services der UZH bieten Hilfe bei der Jobsuche **11**
- Frauen vor:** UZH-Angehörige erzählen, was Frauen im Beruf wirklich voranbringt **12-13**
- Spannend wie im Krimi:** Das neue Schwerpunktthema am Collegium Helveticum **15**



- Fotoroman:** Was macht eigentlich eine Limnologin? **15**

Alumni

- Junge Talente fördern:** Esther Stöckli ist neue Beirätin des FAN **16**

Porträt

- Zürich nach Noten:** Bernhard Hangartner, ein Kenner der lokalen Musikgeschichte **17**

Letzte

- Wissensfrage:** Stimmt es, dass Kinder die Werte ihrer Eltern übernehmen? **20**



- Legere Offenheit:** Thomas Rosemann über seine Eindrücke an der UZH **20**

Service

- Professuren 14, Applaus 14, Veranstaltungen 19



Im grossen Ganzen ist die Bologna-Reform umgesetzt, an Einzelheiten wird noch gefeilt. (Illustration Stephan Liechti)

Jenseits der Vorurteile

Die Euphorie an der UZH hielt sich in Grenzen, als vor zehn Jahren die Bologna-Deklaration unterzeichnet wurde. Inzwischen sind in der Lehre aber spannende Entwicklungen im Gang.

Von David Werner

Reformen sind selten beliebt. Gefühlsmässig spricht alles gegen sie: Sie sind langwierig, aufreibend und umständlich, sie machen viel Arbeit, die wenig Glanz abwirft. Und wer gibt schon gern Bewährtes für bürokratische Planspiele in Tausch, deren Tauglichkeit sich erst noch erweisen muss?

Im Frühsommer wurde in Deutschland heftig über Bologna gestritten. Allerdings zeigte sich dann bei näherem Hinsehen, dass der Unmut sich überwiegend nicht gegen die Bologna-Ziele selbst, sondern gegen eine Bildungspolitik richtete, welche nicht genügend Mittel für die adäquate Umsetzung dieser Ziele bereitstellt. Auf einer grossen, prominent besetzten Tagung im Juli in Berlin kamen dann Vertreterinnen und Vertreter aus Hochschule, Politik und Wirtschaft überein, «ideologisch abzurüsten» und pragmatisch und konstruktiv die Reformziele weiterzuverfolgen.

Die UZH ist hier weiter. Sie hat – pragmatisch und konstruktiv – die Reform bereits umgesetzt. Skepsis gab und gibt es freilich auch hier. Die UZH hatte sich diese Reform vor zehn Jahren nicht ausgesucht. Aber sie hat sie sich dann doch zu eigen gemacht.

Zehn Jahre nach der Unterzeichnung der Bologna-Deklaration ist es Zeit zu fragen,

wie weit das Werk gediehen ist. Gemäss einer jüngst veröffentlichten Studie der Hochschulrektoren-Konferenz CRUS und des VSS sind rund drei Viertel der Bachelor-Studierenden an der UZH zufrieden mit ihrem Studium. Ein positives Signal. Aber haben sich die Bedingungen für das Mobilitätsstudium tatsächlich schon verbessert? Ist die Transparenz und Vergleichbarkeit der Studienanforderungen gewährleistet? Und sind die administrativen Mehrbelastungen zu bewältigen?

Eine andere Optik

Zu fragen ist auch, ob sich Befürchtungen bestätigen, die den Bologna-Prozess von Anfang an begleitet haben. Führt Bologna zu einer Punktesammelmentalität unter den Studierenden? Engen die neuen Curricula die Lehr- und Lernfreiheit ein? Nimmt die Verschulung zu?

Wer sich darüber einmal mit Personen unterhält, die an den Instituten und Fakultäten am Reformprozess beteiligt sind – beispielsweise als Studienkoordinatoren und -koordinatorinnen –, lernt, die Bologna-Reform aus einer anderen Optik zu betrachten. Hier geht es, anders als in der öffentlichen Debatte, weniger um Pro und Contra. Hier dreht sich vielmehr alles um Wie-Fragen. *Wie* lässt sich auf Verschulungstendenzen reagieren?

Wie gestaltet man Studienprogramme möglichst forschungsnah? *Wie* erhöht man die Lehrqualität? – Es begegnet einem hier eine Haltung, die über Grundsatzfragen hinaus ist. Das Problembewusstsein ist deswegen nicht ausgeschaltet, ganz im Gegenteil: Im Zuge der Bologna-Reform wurde der Blick auf Schwachstellen in der universitären Lehre gelenkt, zugleich ist das Interesse an Optimierungsmöglichkeiten gewachsen.

«Der Stellenwert der Lehre an der UZH», resümiert Rektor Andreas Fischer, «ist durch Bologna deutlich gewachsen.» Die Reflexion der Lernziele und Lehrmethoden an Instituten und Fakultäten ist intensiver geworden, der Bedarf an neuen Leitbildern ist gestiegen. «Die Humboldt'schen Ideale», sagt Thomas Hidber, Leiter der Fachstelle Studienreformen, «stammen noch aus einer Zeit, in der nur eine ganz schmale Elite reicher Bürgersöhne studierte. Heute besuchen in der Schweiz rund zwanzig Prozent eines Jahrgangs eine Universität.»

Die Entwicklung, welche Bologna in der Lehre angestossen hat, war zu Beginn der Reform noch gar nicht absehbar. Wahrscheinlich wäre einiges auch ohne äusseren Reformimpuls in Bewegung gekommen. Aber kaum so schnell.

Mehr zum Thema lesen Sie auf den Seiten 4-9

Ein Fundus an Geschichten

Wissenschaft spannend und lebendig darzustellen – darauf kommt es Roland Gysin an. Seit Mai 2009 leitet er die Fachstelle Publishing der Abteilung Kommunikation.



Klare Ziele vor Augen: Roland Gysin. (Bild dwe)

Von Roland Gysin

Nicht nur eine Gletscherleiche kann die Wissenschaft voranbringen. Manchmal reicht eine Alphütte, deren Fundamente über 2500 Jahre im Boden vergraben waren. Und schon wird klar, die Alpen waren bereits viel früher beweidet als angenommen.

Computer machen glücklich. Etwa der Supercomputer «Schrödinger», mit dem Astrophysiker bald noch exakter berechnen können, wie grosse Galaxien und die Milchstrasse wachsen und wie «Kannibalen» kleinere Galaxien «fressen».

Und der Linguist weiss, dass trotz SMS die gute alte Ansichtskarte noch lange

nicht ausgedient hat: «Wetter gut, Wasser warm, Essen prima, liebe Grüsse und bis bald».

Die Universität Zürich ist ein riesiger Geschichtenfundus. An einem Ort, an dem 25 000 Menschen studieren und über 7000 forschen, lehren, verwalten, gärtnern, reparieren, kochen, aufräumen oder putzen, passiert viel.

Forschung, Lehre, Hochschulpolitik

Das Kerngeschäft der Universität sind Lehre und Forschung, und darüber gilt es in erster Linie zu berichten:

- Im **unimagazin**, vier Mal jährlich mit Reportagen über aktuelle Forschungsergebnisse, mit Themendossiers und Porträts herausragender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Texte, auf Hochglanz poliert, mit grossformatigen Fotos und Bildstrecken, die eine eigene Geschichte erzählen.

- Im **unijournal**, in einem schnelleren Rhythmus, sechs Mal jährlich über Hochschulpolitik und aktuelle Ereignisse im universitären Leben, inhaltlich und sprachlich prägnant und konzis.

- Und tagesaktuell auf **UZH News**, dem Online-Magazin, mit wohl dosierten, sorgfältig aufbereiteten Neuigkeiten. Journalistischer Sushi à la carte. Seit einigen Monaten auch mit Video.

Kompliziertes auf den Punkt bringen

Journalistinnen und Journalisten der Fachstelle Publishing sind wissenschaftliche Allrounder. Sie wissen viel, aber nicht alles. Doch sie begreifen schnell und können auch komplizierte Sachverhalte auf den Punkt bringen. Sie können Forschungserkenntnisse in eine Form und Sprache bringen, sodass auch fachferne Leserinnen und Leser finden: «Wow, das habe ich nicht gewusst. Das ist spannend.»

Meist gelingt diese «Übersetzungsarbeit». Manchmal tönt ein Thema zwar vielversprechend, doch lässt sich darüber keine Geschichte machen oder es fehlen Zeit und Ressourcen, darüber zu schreiben.

Die Fachstelle Publishing möchte den Kontakt zu Forschenden und Lehrenden intensivieren. Und sich künftig mit Fakultäten, Prorektoraten und Bereichen wie «Forschung und Nachwuchsförderung» oder «Internationale Beziehungen» regelmässig austauschen. Mit dem Ziel, rechtzeitig dort zu sein, wo gute Geschichten passieren.

Eine Universität ist nicht nur der Ort von Lehre und Forschung, sondern auch ein Ort wissenschaftlicher Debatten. Sie journalistisch aufzubereiten, ist anspruchsvoll. Doch Debatten machen neugierig. Denn nur wer Bescheid weiss, kann gut streiten.

Gute Texte lesen sich leicht, sind verständlich, orientieren sich an Fakten und stellen die Universität so dar, dass auch Aussenstehende finden: «Gar nicht schlecht, da will ich einmal hin».

Roland Gysin

Roland Gysin, 43, studierte Allgemeine Geschichte mit Schwerpunkt Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich; Nachdiplomstudium in Betriebswissenschaften an der ETH, Historiker bei der Swiss Re. Ab 2001 verantwortlicher Redaktor bei der juristischen Fachzeitschrift «Plädoyer. Magazin für Recht und Politik» und freier Journalist für verschiedene Zeitschriften und Zeitungen. Seit 1. Mai Leiter Fachstelle Publishing Universität Zürich.

Das Uniding, Folge 20: Der Phonograph

Sanft kurbeln und laut sprechen



Bild: Frank Bröderli

Ein schlichtes Kästchen mit einer metallenen Kurbel, darauf sitzt ein grosser, schwarz lackierter Papptrichter: Dem Phonographen sieht man heute kaum mehr an, dass er vor hundert Jahren absolut Hightech war. Damit wurden Anfang des 20. Jahrhunderts Schweizer Dialekte zu Forschungszwecken auf eine Wachsplatte gebannt. 1909 sprach die 22-jährige Studentin Catharina Streiff unter Anleitung des Germanistikprofessors Albert Bachmann als erste eine Erzählung

in Glarner Mundart laut und deutlich in den Papptrichter. Die Stimme der jungen Frau brachte die dünne Membran am Ende des Trichters zum Schwingen. Diese Schwingung wurde auf eine bewegliche Nadel umgelenkt, die sich – je nach Schalldruck – mehr oder weniger tief in eine kleine, sich drehende Wachsplatte eingrub. Diese Aufnahme bildete den Grundstein des Zürcher Phonogrammarchivs. In den folgenden Jahrzehnten zeichneten Sprachforscher der UZH mit

ganz unterschiedlichen technischen Mitteln Mundarten aus der ganzen Schweiz auf, die im Phonogrammarchiv gesammelt wurden. Dazu gehören auch seltene Aufnahmen, wie etwa Rätoromanisch aus dem Samnaun oder Westjiddisch aus dem aargauischen Surbtal – Sprachen, die heute ausgestorben sind. Eine Ausstellung im Lichthof des Kollegiengebäudes beleuchtet vom 7. bis 25. September Arbeit und Geschichte des Phonogrammarchivs.

Roger Nickl

Tag der Lehre

Am Mittwoch, dem 21. Oktober 2009, wird zum ersten Mal der «Tag der Lehre» an der Universität Zürich stattfinden. Mit diesem gesamtuniversitären Anlass möchte die Universitätsleitung auf die Bedeutung einer hohen Lehrqualität für die UZH hinweisen und zur Reflexion sowie zum Gespräch über die aktuelle Lehrsituation anregen. In den kommenden Jahren sollen weitere Veranstaltungen folgen, um den universitären Dialog über die Lehre fortzusetzen und Impulse für die Zukunft zu erhalten. Dabei sind alle angesprochen, die am Lehr-Lernprozess an der UZH beteiligt sind, insbesondere die Studierenden und Dozierenden.

Am «Tag der Lehre» werden – zusätzlich zu den regulären Lehrveranstaltungen – verschiedene Aktivitäten und Veranstaltungen angeboten: So wird zwischen 16 und 18 Uhr eine Podiumsdiskussion mit Studierenden, Dozierenden, der Lehrpreisträgerin von 2009, Brigitte Tag, und dem Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften, Otfried Jarren, das Thema interaktiv aufgreifen. Zum anderen bietet ein kleines Rahmenprogramm an verschiedenen Orten der Universität Zürich Möglichkeiten für den Austausch und das Nachdenken über die universitäre Lehre.

Über den aktuellen Stand der Planungen informiert Sie die Homepage des Bereichs Lehre: www.lehre.uzh.ch/tagderlehre

Neues Kursangebot

Im Rahmen der Reform der Doktoratsstufe an der UZH hat die Erweiterte Universitätsleitung festgelegt, dass neben der wissenschaftlichen Qualifikation auch die Vermittlung von überfachlichen Kompetenzen für eine weiterführende Forschungs- oder Berufstätigkeit in anspruchsvollen Funktionen Ziel des Doktorats ist. Der Aufbau eines gesamtuniversitären Angebots für Doktorierende im Bereich der überfachlichen Kompetenzen an der UZH wurde Anfang 2009 begonnen. Für das Herbstsemester 2009 werden Kurse zu folgenden Themen angeboten:

- Drittmittelbeschaffung
- E-Kompetenz für Forschung und Lehre
- Forschung, Lehre, (UZH-)Karriere
- Gesprächsführung
- Projektmanagement
- Wissenschaftliches Schreiben
- Wissenschaftliches Präsentieren

Die Kurse sind in Zusammenarbeit mit Fakultäten und Instituten speziell für Doktorierende konzipiert. Alle Angebote werden von anerkannten Fachpersonen durchgeführt und regelmässig evaluiert und weiterentwickelt.

Weitere Angaben und die genauen Kursdaten sind unter www.ueberfachliche-kompetenzen.uzh.ch zu finden.

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 4, 14. September 2009 • Hrsg. von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation. Adresse: Universität Zürich, Abteilung Kommunikation, Redaktion unijournal, Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. E-Mail: unijournal@kommunikation.uzh.ch • Verantwortliche Redaktoren: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Layout: Frank Bröderli (fb) • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: NZZ Fretz, Zürich • Auflage: 10 000 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: Kretz AG, General-Wille-Strasse 147, 8706 Feldmeilen, Tel. 044 925 50 60, annoncen@kretzag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das unijournal als pdf-Datei: <http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/unijournal.html>

Gestatten, Schrödinger

Ein Computer so gross wie ein Wohnzimmer. Wozu ein normaler Personalcomputer 1000 Jahre benötigen würde, braucht der neue Hochleistungsrechner der Universität Zürich sechs Monate.



Er berechnet ganze Molekülsysteme und die Bildung von Galaxien: «Schrödinger», seit September im Dienst der UZH. (Bild zvg)

Von Roland Gysin

Sein Name ist «Schrödinger», und er ist ein Supercomputer. «Fast alle Hochleistungsrechner haben einen Namen», sagt Daniel Wyler, Professor für Theoretische Physik. Und Alexander Godknecht, Abteilungsleiter IT-Infrastruktur der UZH, ergänzt: «Sie verhalten sich wie eigenständige Lebewesen». Der österreichische Physiker Erwin Schrödinger lehrte von 1921 bis 1927 theoretische Physik an der UZH, auf demselben Lehrstuhl, den zuvor Albert Einstein innehatte. 1933 erhielt er den Nobelpreis für seine Arbeiten zur Quantenphysik.

«Schrödinger» ist nicht der erste Grossrechner der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Am Institut für Theoretische Physik entwarfen Professor Ben Moore und Joachim Stadel 2003 die «zBox 1», für «Zürcher Box 1». 2005 folgte die «zBox 2» und mittlerweile wurde «zBox 1» aufgerüstet zur «zBox 3». Und seit Ende 2003 steht den Forschern der Hochleistungsrechner «Matterhorn» zur Verfügung. Doch jetzt kommt «Schrödinger», eine Ma-

schine so gross wie ein Wohnzimmer. Und ein Quantensprung mit rund zwölf Mal mehr Leistung als «Matterhorn». Die Kosten von 3,4 Millionen Franken teilen sich die beteiligten Forschenden, die UZH und zwei private Stiftungen, die 1,25 Millionen Franken beisteuerten. Für Mitinitiator Wyler genauso wie für Godknecht ist unbestritten, dass die UZH einen neuen Hochleistungsrechner gebraucht hat, um den internationalen Anschluss nicht zu verlieren.

Auf höchste Energieeffizienz getrimmt

Die Vorgaben für «Schrödinger», die der Hersteller zu erfüllen hatte, waren anspruchsvoll. Der Supercomputer sollte leistungsstark und gleichzeitig sparsam im Stromverbrauch sein. Obwohl «Schrödinger» auf «höchste Energieeffizienz getrimmt» ist, wird der Supercomputer soviel Strom wie 300 Schweizer Haushalte verbrauchen.

Und wie steht es mit der Leistung? Dank «Schrödinger» werden zum Beispiel Biochemiker der Universität bald in der Lage sein, das Verhalten von komplexen Molekülsystemen immer realitätsnäher zu simulieren. Und

die Astrophysiker werden die Entstehung einzelner Sterne und möglicherweise auch Planeten aus der «Ursuppe» nachahmen können. Der Supercomputer wird Berechnungen in sechs Monaten ausführen, für die ein normaler PC 1000 Jahre benötigen würde.

Bereits stehen Physiker und Chemiker Schlange. Doch der Rechner soll auch anderen Fachrichtungen offenstehen, etwa den Wirtschaftswissenschaftlern für Risikoanalysen. Der Bedarf an Rechenleistung kennt dabei keine Grenzen. Es gibt immer noch komplexere Simulationen, welche die verschiedenen Systeme noch genauer beschreiben können. Wohin die Reise geht, lässt sich aus dem weltweiten Ranking von Supercomputern erahnen: Seit Juni 2008 steht «Roadrunner» im US-Forschungszentrum Los Alamos an der Spitze. Seine Leistung: 1,105 PetaFlops. Das sind 200 Mal mehr als die 50 TeraFlops des Zürcher Rechners. Wyler und Godknecht hoffen, dass es «Schrödinger» beim nächsten Ranking im November unter die besten 100 Rechner schafft.

Roland Gysin ist Leiter der Abteilung Publishing.

«StudentHostel» in Zürich-Altstetten

169 Zimmer gegen die Wohnungsnot

In Zürich-Altstetten ist am 1. September das «StudentHostel» eröffnet worden. Es bietet Zimmer für 169 ausländische Studierende, die für einen Gastaufenthalt an die Universität oder ETH Zürich kommen.

Begrüsst werden die ankommenden Studierenden am Schalter von den drei «Hausverantwortlichen»: Simone von Ah, Lulu Shi und Willy Lai studieren ebenfalls in Zürich, wohnen im StudentHostel und sind Ansprechpersonen für die Gäste aus insgesamt 36 Nationen. Aus China, Deutschland, den USA und Ägypten sind sie etwa angereist.

Viel Gepäck mussten sie nicht mitnehmen. Das StudentHostel versteht sich im Gegensatz zu den Wohngemeinschaften in anderen Studentenhäusern als hotelähnlicher Betrieb: Die 12 Quadratmeter grossen Zimmer sind möbliert, Bettwäsche und Frottiertücher werden zur Verfügung gestellt, und für die Reinigung der Gemeinschaftsräume ist gesorgt.

Fürs Kochen steht eine komplett eingerichtete Gemeinschaftsküche zur Verfügung. Die Miete beträgt 500 Franken, inklusive aller Nebenkosten und eines schnellen Internetanschlusses in den Zimmern.

Rasch ausgebucht

Mit dem StudentHostel hat die Stiftung für Studentisches Wohnen Zürich erstmals ein spezifisches Angebot für Studierende aus dem Ausland geschaffen. Sie haben es nämlich doppelt schwer, auf dem Wohnungsmarkt fündig zu werden, da sie nicht persönlich zu Besichtigungen erscheinen können. Je die Hälfte der Zimmer im StudentHostel sind für Studierende der Universität und der ETH Zürich reserviert. Sie waren rasch ausgebucht. Die Mieterinnen und Mieter können für maximal zwei Semester darin wohnen und haben im Falle eines längeren Aufenthalts genug Zeit, sich nach einer neuen Bleibe umzuschauen.

Das StudentHostel ist in einer Bauzeit von 15 Monaten entstanden und hat 17,7 Millionen Franken gekostet. Das U-förmige Gebäude schirmt seine Bewohner vor dem Lärm der angrenzenden Autobahn ab und lässt einen Innenhof entstehen, der derzeit noch begrünt wird. Der Bau entspricht dem Standard «Minergie 2008» und verfügt unter anderem über eine Luft-Wasser-Wärmepumpe.

Ausländische Studierende, die sich für ein Zimmer im StudentHostel interessieren, können diesen Wunsch direkt bei der Anmeldung zu einem Austauschprogramm wie etwa Erasmus angeben. Das StudentHostel befindet sich direkt neben der Haltestelle Grünastrasse der Tramlinie 4.

Adrian Ritter, Redaktor UZH News

Die beiden Artikel auf dieser Seite lesen Sie ungekürzt auf «UZH News»: www.uzh.ch/news

À propos

Andreas Fischer
Rektor



Semesterbeginn

Am 14. September beginnt das Herbstsemester: Für viele von Ihnen bedeutet dieser Tag die Fortsetzung eines schon begonnen Studiums. Gehören Sie jedoch zu den drei- bis viertausend Erstsemestrigen, markiert er den Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Vieles ist neu: Nach der vertrauten und vergleichsweise überschaubaren Mittelschule, vielleicht auch nach einem Zwischenjahr, gilt es nun, sich in einer unvertrauten und ungleich komplexeren Organisation zu rechtzufinden.

Vielleicht haben Sie sich schon während der Schulzeit bei den Studieninformationstagen kundig gemacht und wissen genau, was Sie wollen, vielleicht wagen Sie auch einfach den Sprung ins kalte Wasser und sehen, was auf Sie zukommt. Wir begrüßen Sie auf jeden Fall mit einem nach Fakultäten gestaffelten Erstsemestrigentag und hoffen, Sie damit möglichst schnell mit der UZH vertraut machen zu können. Schliesslich rate ich Ihnen, ohne falsche Zurückhaltung zu fragen, wenn immer Sie etwas nicht verstehen: Man wird Ihnen gern Auskunft geben.

Viele von Ihnen wohnen noch zu Hause und pendeln nach Zürich; für Sie wird die Umstellung weniger gross sein, denn Sie werden Ihren Freundeskreis und Ihr soziales Umfeld mindestens auf Zeit noch behalten. In England und Amerika ist es anders: Die meisten Studierenden ziehen für ihr Studium von zu Hause weg und müssen sich am Studienort in jeder Beziehung neu orientieren. Zu den prototypischen, in vielen Spielfilmen verewigten Szenen im Leben junger Amerikaner gehört der Abschied von den Eltern, die sie im Auto zum Studienort gebracht haben und danach wieder nach Hause fahren. Nicht zuletzt dieses radikalen Einschnitts wegen dauert die Einführung ins universitäre Leben an englischen und amerikanischen Universitäten oft eine ganze Woche lang und wird von vielen studentischen Clubs mitbestritten; sie sorgen mit dafür, dass sich die Neuen nicht lange allein fühlen und sich schon bald – und meist fürs ganze Leben – mit ihrer Universität identifizieren.

Die Studienanfänger heissen übrigens Freshmen (geschlechtsneutral auch First Year Students oder – vor allem in England – Freshers), und auch in jedem Jahr danach tragen sie einen besonderen Namen. Im zweiten Jahr sind sie Sophomores (auf obscure Weise abgeleitet vom griechischen Stamm soph- «weise, intelligent», dem wir Wörter wie Philosophie oder sophisticated verdanken), im dritten Jahr Juniors und im vierten (das Bachelorstudium dauert in der angelsächsischen Welt meist vier Jahre) Seniors.

Andreas Fischer, Rektor

Vontobel-Preis

Anlässlich des Zehnten Zürcher Gerontologietages der UZH wurde drei Nachwuchsforschenden der Vontobel-Preis für Altersforschung verliehen: Christina Röcke und Philippe Rast (Psychologisches Institut der UZH) sowie Pascal Missonnier-Evrard (Genf). Der Preis der Familien-Vontobel-Stiftung ist mit 30 000 Franken dotiert.

Die Bologna-Reform unter der Lupe

Ein Jahrzehnt Bologna: Was ist gelungen, was bleibt zu tun? Zehn Fragen zu Wirkungen und Nebenwirkungen einer Reform, die an der Universität mehr auslöste, als zunächst geplant war. Ausserdem vier gelungene Beispiele aus den Fakultäten.

Von David Werner

Europa ist in Verzug. Der ursprüngliche Zeitplan der europäischen Bildungsminister sah vor, die Bologna-Reform bis 2010 umzusetzen, doch die Zeit war zu knapp bemessen. Man wird wohl nochmals zehn Jahre benötigen.

Die Schweizer Universitäten, auch die UZH, haben nach anfänglicher Skepsis die Reform recht speditiv und pragmatisch umgesetzt. «Das System», sagt Rektor Fischer, «funktioniert recht gut – auch in Fächern der Philosophischen Fakultät, die bei der Umsetzung besonders viele Schwierigkeiten zu bewältigen hatten.» Trotzdem ist auch an der UZH noch einiges zu tun. Vieles muss sich noch einpendeln, Feinjustierungen sind notwendig, und in manchen Bereichen fehlt es noch an Erfahrung und Routine. Die Wirkungen und Nebenwirkungen von Bologna – willkommene und weniger willkommene – werden weiterhin zu denken und zu reden geben.

Zehn Fragen zu Bologna, die besonders unter den Nägeln brennen:

1 Ist der Master das Mass aller Dinge?

«Es sollte nicht behauptet werden, der Bachelor sei kein vollwertiger, eigenständiger Studienabschluss», sagt Rektor Andreas Fi-

scher. Er blickt mit einiger Spannung darauf, wie der Schweizer Arbeitsmarkt auf die Tatsache reagieren wird, dass es nun auf einmal 22-jährige Universitätsabgängerinnen und -abgänger gibt. Die Beispiele USA und Grossbritannien zeigen, dass der Bachelor durchaus gute Voraussetzungen für den Berufseinstieg bietet. In angelsächsischen Ländern gehen zwei Drittel der Studierenden mit dem Bachelor von der Universität ab, in Europa wird die Quote voraussichtlich bei durchschnittlich rund einem Drittel liegen. Und wie werden sich die Verhältnisse in der Schweiz entwickeln? Hier sind Prognosen schwierig, denn im Unterschied zu den meisten grossen Bologna-Ländern wird hierzulande im Übergang vom Bachelor zum Master nicht selektiert. «Die Entwicklung», erklärt Fischer, «hängt also von keinerlei quantitativen Vorgaben ab, sondern allein davon, für welchen Weg sich die Studierenden entscheiden und wie der Arbeitsmarkt reagiert.»

Otfried Jarren, der als Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften auch für die Lehre zuständig ist, begrüsst die Offenheit des Schweizer Modells, weil hier nicht bürokratische Regelungen, sondern individuelle Wünsche und marktliche Erfordernisse darüber bestimmen, wie gross die Zahl der Bachelor- im Vergleich zu jener der Masterstudierenden ist. «Da es keine Quoten für den Master gibt, wird es kein Zeichen des Versagens oder der Zweitklassigkeit sein, wenn Studierende bereits mit dem Bachelor von der Universität abgehen und dann «on

the job» weiter ausgebildet werden. Viele werden zu einem späteren Zeitpunkt an die Universität zurückkehren, um sich modulweise weitere Kompetenzen anzueignen oder doch noch einen Master zu machen.» Das gestufte Studiensystem, das mit der Bologna-Reform Einzug hielt, erleichtert die Individualisierung von Bildungslaufbahnen. Im vergleichsweise offenen Schweizer Modell, lobt Jarren, komme dieser Vorzug besonders gut zum Tragen. «Die UZH wird gut fahren, sich zukünftig noch stärker als bisher auf das Lifelong Learning einzustellen.»



Bild: Ursula Meisser

«Es sollte nicht behauptet werden, der Bachelor sei kein eigenständiger Studienabschluss.»

Andreas Fischer, Rektor

2 Führt Bologna zur universitären Einheitskultur?

Eines steht fest: Die Bologna-Reform hat aus Europas Hochschullandschaft keine Monokultur gemacht. Der Kontinent ist nicht planiert worden. Jedes Land hat die Reform auf der Grundlage ihrer gewachsenen Traditionen durchgeführt, dadurch

Lesen Sie weiter auf S. 5



Bild: David Werner

«Dank der Studienreform sehe ich mein Fach stärker als zuvor im Gesamtzusammenhang.»

Thomas Lutz, Professor für Veterinär-Physiologie

Fall 1: Vetsuisse-Fakultät

Mehr Raum für kritische Reflexion

An der UZH hatten Fakultäten und Institute grosse Spielräume bei der Umsetzung der Studienreform – und die Akzente, die sie dabei setzten, waren entsprechend vielfältig. Bologna löste einen Selbsterneuerungsprozess aus, der weit über das Reform-Soll hinausging, wie die vier folgenden Beispiele Biologie, Psychologie, Wirtschaft und Veterinärmedizin zeigen.

Seit längerem bestand an der Vetsuisse-Fakultät ein Problem: Die Ausbildung zukünftiger Tierärztinnen und -ärzte war überfrachtet: Die Studierenden mussten zu viele Lehrveranstaltungen pro Semester besuchen, der Stoff konnte sich nicht setzen. Die Bologna-Reform kam da gerade recht: Sie gab den nötigen Impuls, um aktiv zu werden und die verschiedenen Lehran-

gebote besser aufeinander abzustimmen und zu koordinieren. Daraus liess sich für die Studierenden eine Reduktion der Kontaktstunden um 20 Prozent erreichen.

Thomas Lutz, Professor für Veterinär-Physiologie, wirkte seit Beginn der Bologna-Reform an der Lehrkommission mit, seit drei Jahren ist er deren Präsident. «Ich habe im Zuge der Reformen gelernt, mein eigenes Fach stärker im Gesamtzusammenhang der Fakultät zu sehen», sagt er.

Markante Innovationen

Überhaupt habe Bologna zu mehr Zusammenarbeit unter den Dozierenden und zu einer engeren Vernetzung der verschiedenen Institute geführt. Bewirkt hat dies unter anderem der sogenannte «organzentrierte Unterricht». Er ist die vielleicht markanteste

Innovation der Bologna-Reform an der Vetsuisse-Fakultät: Im organzentrierten Unterricht des 2. und 3. Jahres der Bachelorstufe wird aus Sicht unterschiedlicher Fächer wie etwa Anatomie, Physiologie, Chirurgie oder Labordiagnostik jeweils ein Thema wie zum Beispiel «Blut», «Bewegungsapparat» oder «Stoffwechsel» behandelt.

Diese integrale Unterrichtsform hat den grossen Vorteil, dass Studierende sich schon deutlich früher als im alten Unterrichtssystem mit klinischen Fragen befassen und dabei lernen, Aspekte verschiedenster Grundlagenfächer zu kombinieren. Die Kehrseite des komplexen Aufbaus ist allerdings, dass die Anforderungen ans Prüfungsdesign gewachsen sind. Wo viele Dozierende verschiedener Disziplinen an einem Modul beteiligt sind, können münd-

liche Prüfungen, welche früher die Regel waren, nicht mehr durchgeführt werden. «Der gestiegene Prüfungsaufwand belastet die Fakultät», sagt Lutz. «Es wird für uns in den kommenden Jahren eine wichtige Aufgabe sein, Lösungen zur Vereinfachung der Prüfungsabläufe zu finden.»

Skeptische Studierende

Von Anfang an brachten sich die Studierenden der Vetsuisse-Fakultät stark in den Reformprozess ein. «In der Regel», sagt Lutz, «nahmen sie dabei eher konservative Positionen ein.» Auf Skepsis stiess beispielsweise die Gliederung der Masterstufe nach Schwerpunkten. Die Befürchtung war, dies führe zu frühzeitiger Spezialisierung und damit zu eingeschränkten Berufschancen. Laut Lutz wäre jedoch eine von Anfang bis Ende generalistisch ausgerichtete Ausbildung heute angesichts der fortschreitenden Ausdifferenzierung der Tiermedizin nicht mehr zeitgemäss.

Als besonders positives Ergebnis der Studienreform seiner Fakultät erachtet Lutz die stärkere Gewichtung wissenschaftlichen Denkens. War es bisher den Studierenden freigestellt, am Ende des Studiums ein kleines Forschungsprojekt durchzuführen und eine Arbeit darüber zu schreiben, ist im neuen Masterstudienengang eine solche eigenständig durchgeführte wissenschaftliche Abschlussarbeit obligatorisch. Das konzeptuelle, kritisch reflektierende, forschende Lernen erhält so mehr Raum. *dwe*



Fortsetzung von S. 4

bleiben viele historisch bedingte Unterschiede erhalten. Die Bemühungen, europaweit Transparenz und Vergleichbarkeit der Studienprogramme herzustellen, führten aber zu einem geschärften Blick für regionale Besonderheiten und wirkten oft sogar als Anreiz, Spezialitäten zu kultivieren. «Das ist auch gut so, denn Unterschiede machen ja gerade den Reiz eines Universitätswechsels aus», sagt Rektor Andreas Fischer. Eine vernünftige Strategie zwischen Angleichung und Profilierung ergibt sich für Fischer durch Ausnutzung des zweistufigen Studiensystems: «Auf Bachelorstufe ist zumindest auf nationaler Ebene eine wechselseitige Annäherung der Studiengänge erwünscht, auf Masterstufe dagegen setzen wir auf eine Akzentuierung eigener Stärken.»

Unsicherheit besteht vielerorts noch bei der Frage der Anerkennung auswärts erbrachter Studienleistungen. Für die Qualitätssicherung an den Instituten ist diese Frage essentiell. Mangels Erfahrungswerten ist die Anrechnungspraxis oft streng – zu streng, findet Fischer. «Ich erwarte von allen Seiten etwas mehr Grosszügigkeit, damit wir an den Regelungen nicht ersticken.» Auch Otfried Jarren stellt fest: «Es ist hier noch zu viel Misstrauen im System, dadurch entsteht ein Kontrollzwang, der zu einem enormen administrativen Mehraufwand führt. Man kann dem aber gegensteuern, wenn Hochschulen, die international in einer ähnlichen Spielklasse operieren, untereinander eine Vertrauenskultur aufbauen.» Partnerschaften und Netzwerke auf Universitäts-, vor allem aber auch auf Fakultäts- oder Institutebene, werden zukünftig

also bei der Mobilitäts erleichterung eine entscheidende Rolle spielen.

3 Studienstress: Ist Bologna daran schuld?

Michaela Esslen, Studienkordinatorin und -beraterin am Psychologischen Institut, beobachtet, dass viele Studierende seit Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge mit der Angst im Nacken studieren, in der Regelzeit nicht fertig zu werden. Dabei gibt es an den Fakultäten keine oder dann sehr grosszügig bemessene Studienzeitbegrenzungen. Es steht den Studierenden auch im Bologna-System offen, teilzeitlich und dafür etwas länger zu studieren, und es ist ihnen überlassen, wie viele Module sie in einem Semester absolvieren möchten. Dennoch sind im Vergleich zu Lizentiatsstudierenden Stressgefühle häufiger geworden. «Studierende, welche die Regelstudienzeit überschreiten, stehen offenbar mehr als früher unter Rechtfertigungsdruck», sagt Esslen.

Aber warum? Für Rektor Andreas Fischer liegt dies an der Transparenz der Lernziele und Leistungsanforderungen. Sie vermitteln den Studierenden einerseits zwar Orientierungs- und Planungssicherheit, können andererseits aber eben auch einschüchternd wirken. «Je konkreter die Lernziele definiert sind, desto deutlicher wird, wo man überall scheitern könnte. Ganz und gar nicht im Sinne des Bologna-Gedankens ist natürlich, wenn Studierende aus lauter Angst, das geforderte Leistungssumme nicht mehr erbringen zu können, davor zurückschre-

cken, einen Teil des Studiums im Ausland zu absolvieren», stellt Fischer fest. Er ist aber überzeugt, dass die zunehmende Vertrautheit mit dem System bei allen Beteiligten dazu führen wird, dass sich etwas mehr Lockerheit einstellt.

4 Neue Curricula: Ist das Studium zu verschult?

Das Bologna-System gibt dem Studium sichere Leitplanken. Die Studierenden werden genau informiert, was sie in den einzelnen Veranstaltungen erwartet und worin die

Anforderungen bestehen. Geht damit eine Tendenz zur Verschulung einher? Teilweise schon. «Man kann solchen Tendenzen aber begegnen, in dem man zumindest einen Teil der Module auf Forschungsnähe hin konzipiert oder gezielt interaktive Elemente in den Unterricht einbaut», erklärt Robert Stidwill, Studienkordinator im Fachbereich Biologie. «Eigeninitiative», betont er, «ist auch im Bologna-System gefragt. Studierende, denen es daran mangelt, haben es bei uns nicht leicht.»

Was Verschulungstendenzen anbelangt, sehen Andreas Fischer und Otfried Jarren durchaus einen gewissen Korrekturbedarf,

Lesen Sie weiter auf S. 6



Bild: Frank Bröderli

«Mich stört der Vorwurf, das Bologna-System würde den Einzelnen Zwang antun.»

Otfried Jarren, Prorektor



Bild: David Werner

«Eigeninitiative ist auch im Bologna-System gefragt. Studierende, denen es daran mangelt, haben es bei uns nicht leicht.»

Robert Stidwill, Studienkordinator im Fachbereich Biologie

Fall 2: Biologie

So forschungsnah wie nur möglich

Von wegen Verschulung: Im Fachbereich Biologie verwendete man bei der Konkretisierung der Bologna-Ziele viel Kreativität darauf, die Lehre möglichst forschungsnah zu organisieren. Ein für Studierende wie Dozierende speziell attraktiver Veranstaltungstyp wurde dabei zum Herzstück des Studienangebots gemacht: dies sogenannten Blockkurse im Fachstudium. Sie befassen sich jeweils konzentriert mit dem Thema einer Forschungsgruppe. Das Besondere an dieser Unterrichtsform: Alle Mitglieder eines Teams – also auch Doktorierende – übernehmen Lehraufgaben.

Ab dem dritten Bachelor-Jahr können pro Semester vier solcher dreieinhalbwöchiger Kurse absolviert werden: «Mir sind keine anderen Studienprogramme bekannt, die eine derartige Dichte an forschungsbezogenen Veranstaltungen bieten», hebt Studienkordinator Robert Stidwill hervor.

Das Blockkurs-Modell bringt den Studierenden wie den Forschenden Vorteile: Die Studierenden lernen Forschungs-

gruppen und deren wissenschaftliche Arbeit gleichsam von innen und aus unmittelbarer Anschauung kennen und geniessen dabei geradezu traumhafte Betreuungsverhältnisse: Auf die zehn bis sechzehn Studierenden, die an einem Blockkurs teilnehmen, kommen oft annähernd halb so viele Betreuungspersonen. In solchen Veranstaltungen wird nicht in erster Linie Stoff gepaukt, sondern konzeptuelles Denken trainiert und am konkreten Beispiel das wissenschaftliche Handwerk gelernt.

Gute Lehre sichert den Nachwuchs

Umgekehrt sind die Blockkurse auch bei den Forschungsgruppen beliebt: Sie durchzuführen, bedeutet eine grosse zeitliche Belastung, trotzdem mangelt es nicht an Kursangeboten: Rund vierzig sind es allein im laufenden Semester. Die Zahl spiegelt nicht nur die Lebhaftigkeit der biologischen Forschung an der UZH, sie ist auch ein Indiz für das Eigeninteresse, das Forschungsgruppen an diesen Kursen haben: Für sie sind es ideale Gelegenheiten, Werbung zu machen

und begabte Studierende zum Mitmachen zu begeistern. So tragen Blockkurse wesentlich dazu bei, den wissenschaftlichen Nachwuchs zu sichern – was für die Vitalität und den Fortbestand einer Forschungsgruppe von entscheidender Bedeutung ist.

Forschung und Lehre sind im Blockkurs-Modell gleich doppelt verknüpft: Die Studierenden werden näher an die Forschung herangeführt, umgekehrt werden junge Forschende frühzeitig mit Lehraufgaben konfrontiert. Freilich sind nicht alle Teams didaktisch gleich versiert. Stidwill legt daher viel Wert darauf, dass die Koordinatoren der dreizehn Masterspezialisierungsrichtungen und die Modulverantwortlichen des Grundstudiums regelmässig zusammentreffen, um didaktische und strategische Fragen zu diskutieren und einen Konsens über Qualitäts- und Leistungsstandards in der Lehre zu entwickeln.

Veränderte Lernrhythmen

Mit den Studienreformen haben sich Formen der Lehre und des Lernens in der Bio-

logie verändert, auch in traditionellen Veranstaltungstypen wie Vorlesungen. «Der Rhythmus ist hier ein anderer geworden», sagt Stidwill: «Weil der Lehrstoff nicht wie früher erst am Ende des Studiums, sondern innerhalb des Moduls selbst geprüft wird, tendieren Lernprozesse heute dazu, kompakter zu werden.»

Um Tendenzen zum «Surface Learning» auszugleichen, setzt man im Fachbereich Biologie gezielt Anreize zum «Deep Learning». Dazu werden auch neue Formen der Stoffvermittlung erprobt. Für ein geeignetes Mittel, um in Vorlesungen die Interaktivität zu stimulieren, hält Stidwill beispielsweise Feedback-Instrumente wie das «Classroom Response System»: Die Studierenden können während der Vorlesung per Knopfdruck auf Fragen der Dozierenden antworten. Die Ergebnisse aller Teilnehmenden werden in Echtzeit sichtbar, sodass die Studierenden sofort einschätzen können, wo sie im Vergleich zu Kommilitonen stehen. Die Dozierenden wiederum können rechtzeitig auf Verständnisprobleme reagieren.»

Nicht alle Dozierenden im Fachbereich Biologie seien von der Bologna-Reform durchwegs überzeugt, räumt Stidwill ein. Die Lehre werde jedoch stärker als eigenständige Herausforderung wahrgenommen als zuvor. «Vor allem wird die Integration der Lehrangebote von elf biologisch ausgerichteten Instituten der UZH unter einem gemeinsamen Dach als Fortschritt gewertet. Im Fachstudium können Studierende zudem auch Lehrveranstaltungen der ETH belegen. Dadurch verfügt Zürich über einen der besten Ausbildungsplätze in Biologie überhaupt. Ohne den Bologna-Impuls wäre dieser Kraftakt wohl nicht so rasch gelungen.» dwe

Fortsetzung von S. 5

insbesondere auf der Bachelorebene. «Mit der Konzeption von Bachelorprogrammen begann die Studienreform der UZH; ich habe den Eindruck, dass man einige dieser Programme im ersten Reformelan etwas zu ambitioniert gestaltet und dabei überfrachtet hat», sagt Fischer.

In der nächsten Zeit wird nun aber der Master in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Damit werden sich auch die Vorzeichen ändern, unter denen das Bologna-Studium heute wahrgenommen wird. Denn auf der Basis des auf der Bachelorstufe erworbenen Grundlagenwissens eröffnet der Master, wie Jarren betont, wesentlich mehr Spielräume in der Lehre. Zur Gesamtstrategie der UZH, die sich ja als Forschungsuniversität versteht, gehört es, die Masterstufe im Vergleich zum Bachelor zukünftig zu stärken.

5 Prüfungen: Dürften es auch weniger sein?

Mit dem Prinzip der studiumsbegleitenden Leistungsnachweise hat Bologna den Universitäten eine grosse Last aufgebürdet. Insbesondere der Mittelbau ächzt. «Hier haben wir in der Tat ein Problem», sagt Fischer. «Einfache Rezepte zu dessen Behebung sehe ich keine. Wir müssen der Evolution vertrauen: Die Universitäten werden neue Prüfungsformen mit geringerem Organisations- und Korrekturaufwand erproben – und einige davon werden sich bewähren.» Die Spielräume, die Bologna dazu bietet, seien jedenfalls noch längst nicht ausgereizt: Durch Studienprogramme mit weniger, dafür grösseren Modulen etwa liesse sich die nötige Zahl Prüfungen pro Studiengang verringern.

Jarren drängt vor allem darauf, sich von der Fixierung auf das Klausurmodell zu lö-

sen: Als Alternative zu Massenprüfungen am Semesterende schlägt er Hürdenläufe mit mehreren kleinen, über das Semester verteilten Leistungsnachweisen vor.

6 Zählt jetzt nur noch die Punktwährung?

Hat uns Bologna aus einer Epoche hehrer Bildungsideale in ein dunkles Zeitalter der Punktejäger und -sammler gestürzt? Fördert das Punktesystem eine Mentalität, mit möglichst geringem Aufwand einen Studienabschluss zu bekommen? Josef Falkinger, Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, beobachtet anderes. Er betont, dass Studierende, die kein echtes Interesse am Fach mitbrächten, kaum eine Chance hätten, den Studienanforderungen gerecht zu werden. Und Robert Stidwill, Studienkoordinator im Fachbereich Biologie, sagt: «Wer Biologie studiert, erwirbt keine Berufslizenz; es macht also wenig Sinn, dieses Fach aus einem anderen Grund zu studieren als aus Begeisterung an der Biologie.»

Gleichwohl, das Kreditpunktesystem setzt Studierende einem gewissen Motivverdacht aus: Es könnte sein, dass sie nicht auf Erkenntnis-, sondern auf Punktegewinn aus sind. Doch ist das neu? «Früher gab es die Scheine-Sammler», sagt Fischer. Er sieht den Nutzen des Systems ganz nüchtern: «Kreditpunkte schaffen eine Anreizstruktur, welche dabei hilft, das Studium so auszurichten, dass man mit vernünftigen Aufwand in vernünftiger Zeit sein Ziel erreicht. Nicht alle Studierenden können und wollen ihr Studium ganz autonom selbst strukturieren. Wer jedoch selbstbestimmt studieren will, für den stellt ein Punktekonto kein Hindernis dar.»

Auf eine segensreiche, von Punkteverächtern aber häufig übersehene Begleit-Innovation des Punktesystems weist Otfried Jarren hin: die elektronischen Buchungstools. Per Mausclick erfahren Studierende, wo sie ste-

hen und was sie noch zu leisten haben. «Eine enorme Erleichterung für unsere Studierenden», findet Jarren.

7 Workload: Wann ist ein Punkt ein Punkt?

Eine von der Konferenz der Hochschulrektoren (CRUS) und dem Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) im Frühjahr 2008 durchgeführte Umfrage zum Bachelorstudium in der Schweiz zeigte, dass rund drei Viertel der Bachelorstudierenden mit ihrem Studium zufrieden oder sehr zufrieden sind. Die Studie gab aber auch Aufschluss über Verbesserungsbedarf: So hatten 80 Prozent der Befragten den Eindruck, das geforderte Leistungsquantum pro Kreditpunkt variere je nach Modul stark.

Transparenz und Vergleichbarkeit der Leistungsanforderungen sind Hauptziele der

Bologna-Reform, und die Quantifizierung des durchschnittlichen studentischen Aufwandes («Workload») durch Kreditpunkte ist das wichtigste Instrument dazu. Doch ist es auch verlässlich? «Das Punktesystem ist für alle neu. Es fehlt noch an Erfahrung im Umgang damit, und es wird eine Weile dauern, bis sich Konventionen bei der Berechnung des Leistungsaufwandes herausbilden», sagt Fischer und betont: «Gänzlich unanfechtbar werden Punktezurechnung aber nie sein.»

Auch Jarren warnt vor zu viel Zahlengläubigkeit – und kritisiert: «Das Bologna-Modell verleitet gelegentlich dazu, Dinge im Millimeterbereich messen zu wollen, die so exakt gar nicht messbar sind. Man sollte sich auch nicht zu sehr auf die «Gerechtigkeitsfrage» versteifen. Meiner Meinung nach ist der Zweck der Kreditpunkte erfüllt, wenn Programmverantwortliche sich mit den Dozierenden zusammensetzen, sich auf gewisse Standards einigen und diese im fortlaufenden Dialog immer wieder überprüfen.»



Bild: Frank Brüderrli

«Dank Bologna werden Stärken und Schwächen in der Lehre intensiver diskutiert.»

Thomas Hidber, Leiter der Fachstelle Studienreformen



Bild: David Werner

«Kritisiert wird auf hohem Niveau. Mit jeder Verbesserung des Angebots steigen auch die Ansprüche.»

Michaela Esslen, Studienkoordinatorin Psychologie

werden, sucht sie im Gespräch mit den betreffenden Dozierenden nach den Ursachen.

Im Frühjahrssemester 09 führte Esslen eine repräsentative Studienbefragung zum Bachelorstudium durch, das am Psychologischen Institut vor drei Jahren eingeführt wurde. Die Ergebnisse: Mit der Didaktik der Dozierenden waren rund 60 Prozent der Befragten zufrieden bis sehr zufrieden, 80 Prozent befanden die Stoffauswahl für gut. Die Leistungsanforderungen wurden im Schnitt als leicht zu hoch eingestuft.

Ermutigende Rückmeldungen

Esslen hält das insgesamt für ein ermutigendes Resultat. Gleichwohl besteht noch Verbesserungsbedarf: So machten die Studierenden in ihren Rückmeldungen beispielsweise auf einige Redundanzen in den Studienprogrammen aufmerksam und zeigten auf, wo Studieninformationen schwer aufzufinden waren.

Individuelle Kommentare konnten in der Befragung ebenfalls abgegeben werden. Esslen stellt dabei fest: «Kritik wird mittlerweile auf hohem Niveau geäussert: Studierende nehmen heute, was das Lehr- und Dienstleistungsangebot anbelangt, vieles selbstverständlich in Anspruch, wovon frühere Jahrgänge nicht einmal träumen konnten.» Es zeigt sich: «Mit jeder Verbesserung des Angebots steigen auch die Ansprüche.» *dwe*

Fall 3: Psychologie

Die Lehre Schritt für Schritt verbessern

«Studierende, die jahrelang desorientiert im Ungefähren vor sich hindümpeln, gibt es in der neuen Studienordnung nicht mehr», sagt Michaela Esslen. Die Strukturen am Psychologischen Institut wurden gestrafft und vereinheitlicht, die Leistungsanforderungen wurden transparenter. «Wir haben das Studium für jene Studierenden optimiert, die zügig durchstudieren wollen.» Gleichzeitig wurde auf Flexibilität geachtet: Es steht allen Studierenden offen, das geforderte Pensum über die Regelzeit hinaus auf längere Zeiträume zu verteilen. Fast ein Drittel der Bachelorstudierenden am Psychologischen Institut machten letztes Semester von der Möglichkeit eines Teilzeitstudiums Gebrauch.

Der Stolz der Psychologie an der UZH ist die Vielfalt der hier vertretenen Fachrichtungen: Das ganze Spektrum des Faches von der Sozialpsychologie über Persönlichkeitspsychologie bis hin zur Bio- und Neuropsychologie wird angeboten. Das Grundstudium wurde im Zuge der Curriculareform so angelegt, dass die Studierenden einen Nutzen aus diesem personell und fachlich ausserordentlichen Angebot ziehen können, indem sie Einblicke in alle Bereiche erhalten, bevor sie sich dann auf der zweijährigen, forschungsorientierten Masterstufe für einen von vier Schwerpunkten entscheiden.

Die Bologna-Reform bewirkte, dass die Lehrangebote der verschiedenen Lehrstühle inhaltlich und hinsichtlich der Leistungs-

anforderungen noch besser aufeinander abgestimmt wurden. Die Studierenden können so systematischer und sachbezogener studieren und sind im Verlauf ihres Studiums unabhängiger von einzelnen Lehrpersonen.

Umfrage zur Bachelorstufe

«Ein positiver Begleiteffekt der Studienreform war, dass die Lehre zum lehrstuhlübergreifenden Projekt wurde», sagt Esslen. «Der mühevollen Umbau der Studienprogramme wurde als Chance begriffen, in der Lehre systematisch dazuzulernen.» So organisiert Esslen didaktische Weiterbildungskurse, die auf gute Resonanz stossen, und sie lässt Lehrveranstaltungen evaluieren. Wo auf diese Weise Schwächen in der Lehre sichtbar



8 Wer hört auf die Meinung der Studierenden?

Studierende wirkten am Bologna-Prozess von Beginn weg mit: an Institutsversammlungen, in sämtlichen Kommissionen sowie in der Erweiterten Universitätsleitung (EUL). Doch nicht nur in universitären Gremien, sondern vermehrt auch im Lehralltag selbst sollten die Positionen der Studierenden zur Kenntnis genommen werden, findet Prorektor Jarren. «Die grosse Chance, welche die Bologna-Reform bietet, ist, dass der Lehre im universitären Kontext mehr Bedeutung verschafft wird – indem man sie zum Thema macht, sie reflektiert und über Verbesserungsmöglichkeiten nachdenkt.» An diesen Reflexionsprozessen, so Jarren, sollten sich die Studierenden noch stärker beteiligen; dazu gelte es, ihre Rückmeldungen wo immer möglich einzuholen. «Die Befragungen zu Lehrveranstaltungen, die ab diesem Semester an der UZH regelmässig durchgeführt werden, sollen dazu beitragen, an den Instituten und Fakultäten eine solche Feedback-Kultur zu etablieren.»

9 Regiert das Nützlichkeitsdenken?

Die europäischen Bildungsminister hatten bei der Unterzeichnung der Bologna-Verträge die Erhöhung der Arbeitsmarktfähigkeit der Studierenden ausdrücklich zum Ziel erklärt. Rektor Fischer legt Wert darauf, hier zu differenzieren: «Von reinen Berufsausbil-

dungsstätten wird sich die Universität immer dadurch unterscheiden, dass sie reflexive Fähigkeiten betont und Lehr- und Lernfreiheit garantiert», sagt er. «Gleichzeitig sind aber möglichst gute Berufschancen der Absolventinnen und Absolventen durchaus ein zentrales Anliegen, weshalb beispielsweise vermehrt überfachliche Kompetenzen gefördert werden – seit kurzem auch auf der Doktoratsstufe.»

Es ist eine der hartnäckigsten Befürchtungen im Zusammenhang mit der Bologna-Reform, das Studium würde einer einseitigen ökonomischen Zweckorientierung unterworfen. Viele Studierende haben aber auch gegenteilige Befürchtungen: In der oben bereits erwähnten Studie des VSS und der CRUS vertraten 56 Prozent der befragten Bachelorstudierenden an der UZH die Auffassung, die Studieninhalte orientierten sich nach ihrem Gefühl zu wenig an den Erfordernissen des Arbeitsmarktes.

Prorektor Jarren versteht den Wunsch von Studierenden nach klaren beruflichen Perspektiven. Er warnt aber davor, universitäre Bildung und Arbeitsmarkt deswegen enger aneinander zu koppeln: «Der Arbeitsmarkt ist gerade im Bereich anspruchsvoller Tätigkeiten ein hybrides, dynamisches Gebilde, dessen Anforderungen sich ständig wandeln. Keiner kann zum Zeitpunkt X wissen, was zum Zeitpunkt Y gefragt sein wird. Verständlicherweise resultieren daraus Unsicherheiten bei den Studierenden. Zu versuchen, sie aufzulösen, indem man Studiengänge auf eine hypothetische berufliche Wirklichkeit trimmt, die weder Dozierende noch Studierende noch Arbeitgeber kennen, wäre aber unseriös.» Jarren sieht eine bessere Möglichkeit, mehr Verbindlichkeit und Erwartungssicherheit für Studierende und

Arbeitgeber herzustellen: Sie besteht darin, möglichst transparent darzulegen, welche Kompetenzen in bestimmten Studiengängen vermittelt werden. Und exakt dies wird im Zuge der Bologna-Reform an der Universität geleistet.

Übrigens: Die kürzlich veröffentlichte Studie des Bundesamtes für Statistik ergab, dass 2007 ein Jahr nach Studienabschluss 96,6 Prozent der UZH-Absolventinnen und -Absolventen eine Stelle gefunden hatten.

10 Bologna-Kritik: War früher alles besser?

«Das alte Studiensystem wird gegenüber dem neuen in vielen Punkten zu unrecht gepriesen», stellt Thomas Hidber, Leiter der Fachstelle Studienreformen fest. «Nehmen Sie als Beispiel das Lernverhalten der Studierenden: Man sieht es nicht gern, wenn Studierende einseitig prüfungsbezogen lernen, statt sich mit dem Stoff in voller Breite auseinanderzusetzen. Oft wird für diese Form des Lernens das Bologna-System verantwortlich gemacht. Dabei gab es sie schon zuvor: Früher zogen sich Studierende gegen Ende des Studiums gleich für mehrere Monate am Stück zurück, um den Lernstoff gezielt auf Prüfungen hin zu repetieren. Doch nun erst, da das Erreichen von Lernzielen nicht mehr in geballter Form am Ende, sondern verteilt über die ganze Studienzeit überprüft wird, wird dieses selektive Lernverhalten zum Thema.» Dieses Muster, sagt Hidber, wiederhole sich häufig: «Durch die Studienreformen wurde vieles sichtbar, was zuvor schon Tatsache, aber kein Thema

war. Diese grössere Transparenz, sagt Hidber, erleichtere die stetige Optimierung der Lehrangebote und der Lehre selbst.

Für Dozierende bedeutet die Bologna-Reform einige Umstellungen. Lehrveranstaltungen etwa müssen in den Rahmen eines Moduls eingepasst werden, was im Vergleich zu früher längerfristige Planung und mehr Koordination innerhalb von Instituten und Fakultäten bedingt. «Wir werden durch Bologna alle mehr in die Pflicht genommen», sagt Jarren. «Was mich stört, ist der Vorwurf, Bologna würde den Einzelnen Zwang antun. Bologna erfordert Kommunikation über Lerninhalte und ein kollegiales Aushandeln der Lernziele. Letztlich führt dies zu mehr Verbindlichkeit in der Lehre. Ich glaube, darin liegt ein grosser Fortschritt.»

Neben Fortschritten sollten aber die Probleme nicht verheimlicht werden, allen voran der administrative Aufwand, den Bologna mit sich gebracht hat. Für Rektor Fischer ist dies im Moment die Hauptsorge. Prüfungen, Graduierungsprozesse, Modulbuchungen, Zulassung ausländischer Studierender – all diese und viele weitere Geschäfte binden viele – zu viele Ressourcen. «Die grosse Herausforderung der kommenden fünf Jahre wird sein, die Abläufe einfacher, effizienter, schlanker zu gestalten, sagt Fischer. «Die angelsächsischen Universitäten – an deren zweistufigem Studiensystem sich die Bologna-Reform ja orientierte – haben hier bereits mehr Routine. Die muss sich bei uns erst noch einstellen.»

Haben Sie selber Erfahrungen mit Bologna gemacht? Schreiben Sie einen Kommentar zu diesem Artikel auf www.uzh.ch/news.

David Werner ist Redaktor des unijournals.



Bild: David Werner

«Man sollte Bologna nicht für alles verantwortlich machen; die Welt ändert sich, mit oder ohne Bologna.»

Josef Falkinger, Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät

Fall 4: Wirtschaftswissenschaften

Masstäbe setzen im globalen Wettbewerb

Als blosse Erfüllung zentral vorgegebener Direktiven will Dekan Josef Falkinger die Studienreform an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät (WWF) nicht verstanden wissen. «Wir handeln ja nicht fremdbestimmt und wider besseres Wissen und Gewissen. Als Institution, die im internationalen Umfeld operiert, sind wir es gewohnt, uns an veränderte Gegebenheiten anzupassen und lernbereit zu sein.»

Magnet im Talente-Pool

Zuoberst auf der Reformagenda stand für die Fakultät, das Studienprofil zu schärfen. Die Herausforderung dabei war, verschiedene Ansprüche unter einen Hut zu bringen: Um internationale Methodenstandards zu garantieren, wurde das Pflichtprogramm im Vergleich zu früher präziser definiert. Ein zweites Ziel war, mehr Möglichkeiten zur individuellen Profilierung im Wahl- und Wahlpflichtbereich zu schaffen, damit die Studierenden von der Breite der Forschung an der Fa-

kultät profitieren können. Schliesslich galt es auch, das Lehrangebot in die intellektuelle Vielfalt der Gesamtuniversität einzubetten.

Strategische Erwägungen waren bei der Konzeption der Studienarchitektur von grosser Bedeutung: Die WWF will als Magnet internationalen Talente-Pool wirken. «Ein exzellenter Ruf in der Forschung ist für Masterstudierende und Doktorierende das entscheidende Kriterium bei der Wahl ihres Studienorts», weiss Falkinger. «Deshalb ist eine exzellente Berufungspolitik der Schlüssel zum Erfolg auch in der Lehre.»

Als wichtig erachtet Falkinger zudem, die Forschungsstärke der Fakultät im Studienprogramm adäquat zur Geltung zu bringen. «Wir wollen als eine führende wirtschaftswissenschaftliche Fakultät mit unserem Studienangebot Masstäbe setzen, und wir tun dies, indem wir den Studierenden nicht nur die Vermittlung höchster Standards garantieren, sondern selbst mitdefinieren, was Standard ist; und dies nicht nur in einzelnen Nischen, sondern in den Kernbereichen.»

Frage an den Ökonomen: Hat die Schaffung eines europäischen Hochschulraums dazu beigetragen, dass heute für die Gestaltung der Lehre auch strategische Gesichtspunkte zählen? Für Falkinger eine hypothetische Frage: «Wir wissen nicht, wie die europäische Hochschullandschaft ohne Bologna aussähe. Konkurrenzdruck und Differenzierung unter den Universitäten nehmen aber so oder so weltweit zu, darauf haben wir uns, da wir uns an globalen Standards orientieren, einzustellen. Die Welt ändert sich, mit oder ohne Bologna.»

Die WWF hat die Studienreform rasch und entschlossen konkretisiert. Soweit seriöse Beurteilungen schon möglich sind – die neuen Studienprogramme laufen seit 2004 –, ist Falkinger zufrieden mit der Umsetzung. Bedauerlich aus Sicht der WWF sei allerdings der eingeschränkte Spielraum in Fragen der Zulassungspolitik. «Dass in der Schweiz im Übergang vom Bachelor zum Master im Allgemeinen keine Selektion möglich ist, halte ich für einen Wettbe-

werbsnachteil gegenüber vielen ausländischen Universitäten.»

Viele Neuerungen in der Lehre wären an der WWF auch ohne Bologna eingeführt worden: etwa eine klarere Studienarchitektur, eine Assessmentstufe, das Modul- und Kreditpunktesystem oder strukturierte Doktoratsprogramme. Aus diesem Grund findet es Falkinger auch müssig, alle Debatten zur Lehre immer in ein Pro oder Contra Bologna münden zu lassen. «Man sollte Bologna nicht zur Mutter aller Reformen hochstilisieren.» Gewisse Sorgen, etwa jene um die Verschulung, könne er gut verstehen. Verschulungstendenzen seien aber nicht Folge von Bologna, sondern hätten mit den gewachsenen Studierendenzahlen zu tun.

Vergangenheit nicht verklären

«Ich finde es sowohl politisch wie volkswirtschaftlich begrüssenswert, dass ein Studium breiten Bevölkerungskreisen zugänglich ist», sagt Falkinger. «Doch wenn wir diesen gesellschaftlichen Wandel gutheissen, müssen wir auch bereit sein, die Konsequenzen nüchtern ins Auge zu fassen.» Statt die Vergangenheit zu verklären, sei er dafür, Lösungen für die Herausforderungen der Gegenwart zu finden.

«Mir selbst», sagt Falkinger, «ist erst im Verlauf der Reform bewusst geworden, wie wichtig eine reibungslos funktionierende administrative Infrastruktur zur Bewältigung der grossen Studierendenzahlen ist – und wie schwierig es oft ist, hier im Detail praktikable Lösungen zu finden. Von der Effizienz und Verlässlichkeit der Organisations- und Verwaltungsprozesse hängt entscheidend ab, wieviel Qualität wir in der Lehre bieten können.» dwe

waterpik®



Die echte Schall- zahnbürste Waterpik Sensonic Professional SR 1000E

Die Waterpik Schallzahn-
bürste zerstört täglich
den immer wieder ent-
stehenden Biofilm im
Munde, an den Zähnen
und teilweise in den
Taschen (Abb. 13). Dies
einerseits durch die me-
chanische, sanfte Reini-
gung und andererseits
durch die Zerstörung des
Biofilmes (Swiss Dent 11-
12/06, Therapiekonzept
Full Mouth Disinfection).

Mit 30 000 wippenden
Bewegungen pro Minute –
entfernt hochwirksam den
Plaque-Biofilm.

- Reinigt schonend ohne Druck
- Mit zwei Funktionsstufen
- Geeignet bei empfindlichen Zahn-
hälsen, Implantaten und für
Spangenträger

Für gesündere Zähne
ein Leben lang!



mit
Interdental-
bürste



BioMed

Biomed AG
8600 Dübendorf

Tel. 044 802 16 16
Fax 044 802 16 00

biomed@biomed.ch



Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten, wie man sie normalerweise nur in Italien genießt: Unsere hervorragenden Pizzas, hergestellt nach Originalrezepten des Pizza-Weltmeisters und ausgezeichnet mit dem Gütesiegel «Napoletanische Qualitätspizza DOC», unsere hausgemachten Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichte sowie feinen Dolci werden Sie ebenso begeistern wie unser freundlicher Service und südländisches Ambiente. «Buon appetito!»



SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte
essen gegen Vorweisung ihrer Legi 15 Prozent günstiger.
Gilt auch für eine Begleitperson!



Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRA/CATI

Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043/443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO

Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044/261 01 17
Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044/240 20 40
Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052/213 02 27
Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044/830 65 36
Uster, Poststrasse 20, Tel. 044/940 18 48
Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044/740 14 18

www.molino.ch



Willkommen im neuen
Semester - herzlich
willkommen im
Athleticum Zürich

BON 10%

auf das gesamte Sportschuh-,
Ballsport- und Outdoorsortiment

Nur gültig in der Athleticum Filiale Zürich bis
17. Oktober 2009. Nicht kumulierbar mit anderen
Rabatten. Nicht gültig auf Geschenkkarten, Services
und Dienstleistungen. Keine Rückerstattung der
Differenz und keine Barauszahlung.

ME-Grund: 5 / Bon-Nr.: 2001227



Grösster Sportfachmarkt der Schweiz - über 60'000 Artikel
www.athleticum.ch
Athleticum Zürich, Gessnerallee 3-5, 8001 Zürich, Telefon 044 497 60 60



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

zhaw

Angewandte Linguistik
IUED Institut für Übersetzen
und Dolmetschen

English
Italiano
Technik

**Erschliessen Sie sich
unbekannte Welten**

mit dem Bachelor-Studium «Übersetzen»
in den Studienrichtungen:

- Mehrsprachige Kommunikation
- Multimodale Kommunikation
- Technikkommunikation

Wenn Sie mehr wissen wollen, besuchen Sie
uns und informieren Sie sich.

Info-Veranstaltungen:
Dienstag, 3. November 2009
18.30–20.30 Uhr
Mittwoch, 2. Dezember 2009
14.30–16.30 Uhr

Tag der offenen Tür:
Samstag, 6. März 2010
10.00–16.00 Uhr

IUED Institut für Übersetzen und Dolmetschen
Theaterstrasse 15c
8401 Winterthur
Telefon +41 58 934 60 60
info.iued@zhaw.ch
www.linguistik.zhaw.ch/iued/studium

Zürcher Fachhochschule

AHA!

aha! – Studio für Tanz und Bewegung

**Kurse für Anfänger bis
Fortgeschrittene**

Jazztanz, Funky Jazz, Latin Jazz,
Hip Hop, Modern Dance, Musical
Dance, Ballett, Steptanz, Tanzwerk-
statt, Bollywood und Impro40+.

Komm vorbei und tanz mit!

aha! Studio für Tanz und Bewegung
Römerstrasse 194, 8404 Winterthur
052 242 21 72, www.tanzstudio-aha.ch

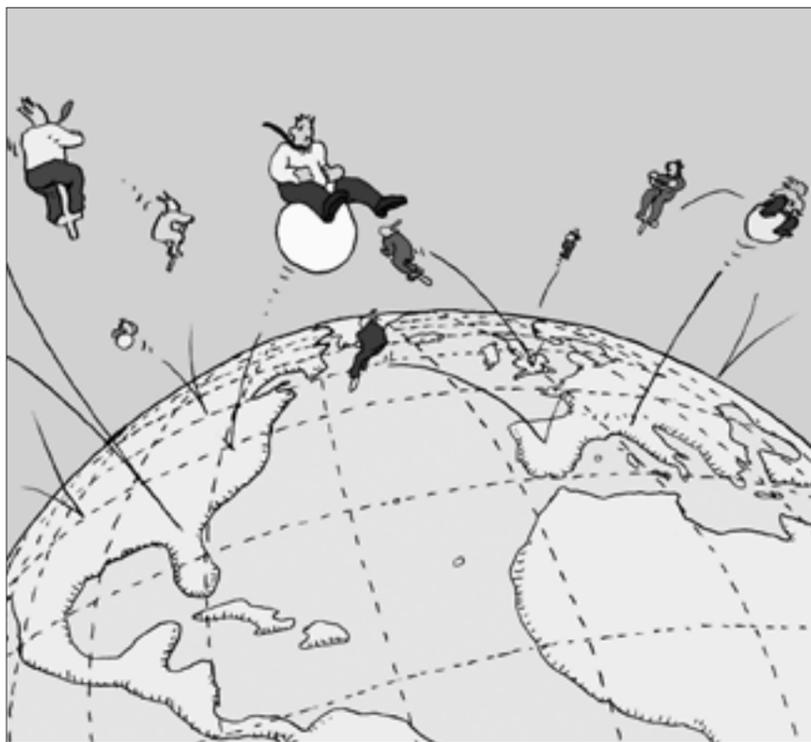
Stipendien für Studierende aus zentral- und osteuropäischen Ländern

Die Abteilung Internationale Beziehungen der Universität Zürich stellt für das Jahr 2010 fünf Stipendien für Forschungskurzaufenthalte von Masterstudierenden und Doktorandinnen und Doktoranden aus osteuropäischen Ländern an der UZH zur Verfügung. UZH-Dozierende können die Stipendien bei der Abteilung Internationale Beziehungen beantragen. Die finanzielle Unterstützung beträgt monatlich 1400 Franken für Masterstudierende und 1600 Franken für Doktorandinnen und Doktoranden. Der Forschungsaufenthalt muss während der Semesterzeiten stattfinden (Februar bis Juli 2010 oder August bis Dezember 2010). Der Anmeldeschluss für einen Beginn im Februar 2010 ist der 20. November 2009.

Informationen zum Anmeldeverfahren sind ersichtlich unter www.int.uzh.ch/doz/osteuropa.html

Grenzenlos studieren

Die Möglichkeiten, vorübergehend die Universität zu wechseln, werden mit Bologna vielfältiger. Was gilt es dabei zu beachten? Und welche Türen ins Ausland stehen Studierenden künftig offen?



Fremdstudieren leicht gemacht: mit den Mobilitätsprogrammen der UZH. (Bild sl)

Von Sascha Renner

Der Zeitpunkt scheint günstig. Lea S. studiert im vierten Semester Kunstgeschichte. Das Kreditpunktkonto ist schon ordentlich gefüllt. Einen Job, der sie zu Hause anbindet, hat sie zurzeit nicht. Nun will sie ein Semester lang mit Erasmus nach Berlin wechseln – weil die Metropole mit ihren zahlreichen Galerien, Museen und Messen ein attraktiver Drehpunkt der Gegenwartskunst ist. Ein Austauschsemester, so ist sie überzeugt, erweitert ihren fachlichen Horizont und ihren Lebenslauf. Im April meldet sie sich am Schalter der Abteilung Internationale Beziehungen. Doch dort erfährt sie, dass sie sich gedulden muss: Die Anmeldefrist für das kommende Herbst- und Frühjahrssemester ist bereits abgelaufen.

Für Marianne Hochuli von der Abteilung Internationale Beziehungen der UZH ist dies ein beinahe alltäglicher Fall. Hochuli berät und unterstützt Studierende, die für ein oder zwei Semester an eine ausländische Universität wechseln wollen. «Viele beginnen zu spät mit der Vorbereitung», weiss sie aus Erfahrung. Darum lautet ihr Ratschlag: Sich schon im ersten Semester über die Mobilitätsprogramme informieren. Dies gilt seit der Bologna-Reform umso mehr: Waren die Studiengänge vorher wenig strukturiert, so gliedert sich das Curriculum heute in zwei Teile – womit sich die erste wichtige Frage stellt: Gehe ich während dem Bachelor- oder dem Masterstudium ins Ausland?

Je früher, desto besser

Darauf gibt es keine generelle Antwort. Hochuli verweist auf die Studienberatung des jeweiligen Fachs. Klare Empfehlungen gibt ihren Studierenden etwa die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät ab: Ein sogenanntes Mobilitätsfenster – ein Zeitpunkt im Curriculum, der sich besonders gut für einen Mobilitätsaufenthalt eignet – ist fest im Musterstudienplan verankert. Geraten wird den Wirtschaftswissenschaftlichen, den Schritt ins Ausland im dritten Semester des Masterstudiums zu tun.

Auch an anderen Fakultäten wird daran gearbeitet, solche Mobilitätsfenster einzurichten. Sie sollen es den Studierenden ermöglichen, Auslandserfahrung zu sammeln,

ohne dass sie dafür mit der Verlängerung des Studiums bezahlen.

Die Mobilität zu erleichtern ist das erklärte Ziel der vor zehn Jahren beschlossenen Bologna-Reform. Mittlerweile hat die UZH sämtliche Studiengänge modularisiert und ECTS-konform gemacht. Das erleichtert die Vergleichbarkeit und die Anrechnung von extern erbrachten Studienleistungen, trotz verbliebener Schönheitsfehler – so bedeutet etwa ein Kreditpunkt in Spanien nicht dieselbe Arbeitsleistung wie in der Schweiz. Trotz dieser Erleichterungen ist der grosse Mobilitätsschub jedoch bisher ausgeblieben. Die Zahl der Erasmus-Studierenden war in den letzten Jahren sogar leicht rückläufig – sie fiel von 285 Outgoings (Zürcher Studierende, welche die UZH vorübergehend verlassen) im akademischen Jahr 2005/06 auf 207 Outgoings im Jahr 2007/08. Verfehlt die Reform also ihr Ziel?

Verunsicherungen ausräumen

Nein, sagt Chantal Vögeli von der Abteilung Internationale Beziehungen. Dass straffere Curricula und schwindende Freiräume die Ursache für das nachlassende Interesse am Fremdstudieren sind, glaubt sie nicht. Das widerlegen auch die jüngsten, an der UZH erhobenen Zahlen: Seit letztem Jahr ist ein Aufwärtstrend erkennbar, die Zahl der Mobilitätsstudierenden nimmt wieder zu. Vögeli hat eine andere Erklärung dafür: «Wir haben beobachtet, dass die Studierenden verunsichert waren. Wann gehe ich ins Ausland, damit sich mein Studium nicht verlängert? Wie werden an der Gastuniversität erworbene Kreditpunkte zu Hause angerechnet? Solche Fragen klären sich nun zusehends.»

Die Verunsicherung kommt nicht von ungefähr. Die Universitäten befinden sich in einem dynamischen Prozess: Curricula werden umgestaltet, Module geschaffen und optimiert, Lernziele neu definiert, Leistung in Kreditpunkten beziffert. Die Lehre ist aus dem Schatten der Forschung und ins Zentrum der Debatten gerückt. Für die Mobilitätsverantwortlichen an den Universitäten heisst das: Eingespielte Abläufe verändern sich. Nach der herkulischen Aufgabe der Implementierung der Bologna-Reform geht es nun an die Feinjustierung – mit besonderem Blick auf die Mobilitätsförderung.

Allfällige Verunsicherungen auszuräumen ist eines der Ziele des Projekts «Internationalisierung der Lehre», das letztes Jahr an der Universität Zürich von der Abteilung Internationale Beziehungen und dem Bereich Lehre lanciert wurde. Als ein Resultat liegt seit Mai 2009 das Dossier «Anerkennung und Anrechnung von extern erbrachten Studienleistungen» vor. Es dient Erasmus-Fachkoordinierenden, Studienberatenden und Studiengangverantwortlichen beim Curriculumsdesign als Kompass.

Für den Master ins Ausland

Ferner wird der Aufbau einer Reihe sogenannter Joint-Degree-Programme unterstützt. Dabei werden bestimmte Module an der Heim-, andere nur an der Partneruniversität unterrichtet. Die Mobilität wird so zum integralen Bestandteil des Studiums.

Für die Studierenden heisst das, dass sich die Palette der Möglichkeiten, Auslandserfahrung zu sammeln, künftig erweitert. Ein noch wenig genutzter Weg besteht darin, sich nach dem Bachelor- für einen Masterstudiengang an einer anderen Universität zu bewerben, wie dies im angelsächsischen Raum üblich ist. Das zweistufige Curriculumsdesign bietet hier neuartige Freiräume. Diese gilt es erst noch zu entdecken.

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

Mobilitätsprogramme für Studierende

Erasmus: Das europäische Mobilitätsprogramm Erasmus bietet mit 503 Verträgen in 46 Fächern mit 230 Partneruniversitäten in ganz Europa das vielfältigste Mobilitätsangebot. Die Verträge stellen nicht nur die Studienplätze sicher, sondern auch die Anrechnung der Studienleistungen. Ein Stipendium deckt den durch den Auslandsaufenthalt verursachten Mehraufwand.

Gesamtuniversitäre Abkommen: Wer ein oder zwei Semester zum Beispiel in China, Japan, Taiwan, Australien, Chile oder in den USA studieren möchte, kann sich im Rahmen einer Reihe gesamtuniversitärer Abkommen für einen Studienplatz bewerben. Je nach Abkommen erhalten die Studierenden finanzielle Unterstützung oder freie Unterkunft und Verpflegung durch die Partnerinstitution.

Abkommen der Fakultäten: Die einzelnen Fakultäten haben ebenfalls Abkommen mit verschiedenen europäischen und aussereuropäischen Universitäten abgeschlossen. Im Rahmen dieser Abkommen haben Studierende der jeweiligen Fakultäten die Möglichkeit, ein bis zwei Semester im Ausland zu studieren. Die Abteilung Internationale Beziehungen betreut insbesondere die Abkommen der Wirtschaftswissenschaftlichen und der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Anlaufstellen für die anderen Abkommen sind die jeweiligen Institute respektive Seminare.

ISEP: Das International Student Exchange Program (ISEP), ein globales Netzwerk mit Sitz in den USA, bietet Studierenden die Möglichkeit, ein oder zwei Semester an einer von rund 140 Universitäten in den USA und circa 60 weiteren weltweit zu studieren. Die UZH beteiligt sich seit kurzem an diesem Programm und hat nun erstmals drei Studierende für einen USA-Aufenthalt nominiert.

Ansprechstelle für Austauschprogramme

Abteilung Internationale Beziehungen,
Universität Zürich (Hauptgebäude) KOL-E-17,
Rämistrasse 71, 8006 Zürich; www.int.uzh.ch

Informationsveranstaltungen zu
Mobilitätsangeboten, durchgeführt von der
Abteilung Internationale Beziehungen:

**Dienstag, 3. November 2009,
12.15–13.30 Uhr, Universität Irchel,
Gebäude Y15, Raum G-19.**

**Donnerstag, 5. November 2009,
12.15–13.30 Uhr, Universität
Zentrum, Aula (Raum KOL-G-201).**

Bei den Lotsen im Wissens-Hub

Wenige Hörsäle, Zehntausende Studierende: Die Hörsaaldisposition der Universität Zürich steht jedes Semester vor einem vierteiligen Puzzle. Neue Strukturen sollen helfen, Engpässe trotz Raumnot und steigender Auslastung zu vermindern.

Von Sascha Renner

Wer schon einmal hoch oben im Himmel in einer Warteschleife kreiste, kennt das Problem: Rund 800 Flugzeuge wollen täglich in Zürich-Kloten starten und landen – auf bloss drei Pisten. Ähnlich knifflig und anspruchsvoll präsentiert sich die Raumsituation auf dem grössten Wissens-Hub der Schweiz, der Universität Zürich. Um nicht weniger als 60 000 Termine jährlich kümmern sich die UZH-Lotsen. Dafür stehen ihnen 155 Hörsäle zur Verfügung: 100 im Zentrum, 35 am Irchel, 20 in Zürich Nord.

Die Folge: Die Raumsituation ist angespannt. Für jede Vorlesung, jedes Seminar, jede Übung, jede Tagung, jeden Berufungsvortrag und jede Prüfung bis hin zur Blutspendeaktion den passenden Ort zu finden, ist eine «sehr komplexe Aufgabe», wie es Korinna Loewenheim formuliert. Unter der Führung von Thomas Tschümperlin, Stellvertretender Delegierter des Rektors, ist Loewenheim gemeinsam mit Maresa Bonalumi Leiterin der Hörsaaldisposition.

Mehr Kurse, mehr Studierende

Die Komplexität der Aufgabe wird deutlich, wenn man die Raumauslastung gesondert nach Wochentag und Uhrzeit betrachtet: Die Auslastung liegt während dem Semester zwischen 10 und 18 Uhr täglich bei gegen 100 Prozent. Bloss morgens zwischen 8 und 10 Uhr und manchmal über Mittag fällt sie auf unter 75 Prozent. Das heisst: Mit wenigen Ausnahmen sind alle Räume in der nicht vorlesungsfreien Zeit besetzt.

«Hotels träumen von einer solchen Quote», kommentiert Loewenheim. «Wir nicht.» Denn das Ziel, sämtliche Nutzerinnen und Nutzer der UZH mit ihren unterschied-

lichen Raumbedürfnissen – hinsichtlich Grösse, Ausstattung, Ort und Uhrzeit – zufriedenzustellen, ist ein Kunststück, das nicht immer gelingen will. Der Raumbedarf hat über die letzten Jahre kontinuierlich zugenommen, die Gründe sind ein wachsendes Fächer- und Kursangebot sowie steigende Studierendenzahlen.

Optimale Ausnutzung

Das fordert neuartige Lösungen und den Abschied von Gewohnheiten. Aktuelles Beispiel: Erstmals in der Geschichte der UZH finden dieses Semester fünf Lehrveranstaltungen mit je über 1200 Studierenden statt, die grösste an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät mit 1450. Weil die Raumreserven im Zentrum erschöpft sind, verlegt man zwei der Veranstaltungen auf den Irchel. Was einfacher gesagt ist als getan. Denn an beiden Lehrveranstaltungen hängen etliche Folgeveranstaltungen wie Übungen und Tutorate, die ebenfalls verschoben werden müssen. «Es ist wie im Domino: Setzt man hier einen Stein in Bewegung, hat es da Konsequenzen», erklärt Loewenheim. Das eng verzahnte und sorgfältig austarierte System reagiert sensibel auf jede Veränderung.

Im Zeitraum von 2001 bis 2009 ist die Zahl der zu disponierenden Termine um ein Drittel gewachsen. Trotz neu angemieteter Liegenschaften in Zürich Nord und kürzlich abgeschlossener räumlicher Verdichtungen im Zentrum lassen sich Engpässe nicht vermeiden. Die Universitätsleitung hat daher im vergangenen Jahr das Projekt «Organisation Veranstaltungsdienste» initiiert. Sie verfolgt damit das Ziel, die optimale Ausnutzung der bestehenden Raumressourcen sicherzustellen. Mit ein Resultat dieses Projekts ist es, dass die Disposition nun aus einer Hand für

alle Standorte erfolgt. Die Teams der Hörsaaldisposition Irchel sowie Zentrum/Nord wurden auf den 1. April 2009 zu einem Team zusammengefasst, die Einheit der Organisationseinheit Stab Rektor angegliedert. Diese Neuorganisation ermöglicht eine raschere und flexiblere Disposition aller Räume.

Die Zentrale der Hörsaaldisposition befindet sich in einem Raum im Erdgeschoss des Kollegiengebäudes rechts vom Haupteingang. In einem Regal steht ein Regiment grauer Bundesordner mit der Bezeichnung LuS, durchnummeriert von 1 bis 16. «LuS für Lehre und Studium», erläutert Korinna Loewenheim. Die sechzehn Bundesordner fassen die Raumbegehren für Lehrveranstaltungen des angelaufenen Semesters, so wie sie nach dem Ablauf der Beantragungsfrist am 1. Mai 2009 von den Fachreferierenden eingereicht wurden.

Ein neuer Hörsaal in Minutenfrist

Wo beginnt man da? «Ausgehend vom letzten Jahr stellen wir ein Grundgerüst auf», erklärt Loewenheim. «Zuerst teilen wir den wiederkehrenden Veranstaltungen – gleiche Anzahl Teilnehmende, gleicher Tag, gleiche Uhrzeit – Räume zu. Blockkurse folgen als nächstes, weil man sie später nicht mehr zusammenhängend unterbringen kann.» Die Ordner werden so nach einem mehrstufigen Kriterienkatalog durchgekämmt.

Die Disposition erfolgt dabei aufgrund von Erfahrungswerten, wie viele Studierende an einer Veranstaltung teilnehmen. Hat das Semester einmal begonnen, folgt der Abgleich. Anpassungen aufgrund der definitiven Studierendenzahlen werden vorgenommen. «Oft müssen wir innert Minutenfrist entscheiden», sagt Loewenheim. Zum Beispiel dann, wenn ein Hörsaal aus allen

Nähten platzt, weil das Interesse an einer Veranstaltung unerwartet gross ist.

Ein hektisches Puzzlespiel beginnt – das die Routiniers aber nicht aus der Ruhe bringt. «Dann wird es für uns richtig spannend», sagt Co-Leiterin Maresa Bonalumi. Tatsächlich? Machen wir die Probe aufs Exempel: Wie viele Plätze hat Hörsaal KOH-B-10, wollen wir wissen. «463, dazu 31 Notplätze.» Wie ist der Hörsaal ausgestattet? «Overheadprojektor, Smart Board, Beamer, Videospiegelung mit Ton, induktive Hörschlaufe, ein Lavabo, rollstuhlgängig», kommt es postwendend.

Eine IT-Lösung, welche die ganze Hörsaaldisposition per Knopfdruck erledigen könnte, wird es kaum je geben. Zu komplex sei die Aufgabe, zu zahlreich seien die Ausnahmen, die unvorhersehbaren Interferenzen, die Sonderwünsche. Die Hörsaaldisposition bleibt, trotz baldiger Verbesserungen im IT-Bereich, ein Handwerk, das viel Erfahrung erfordert. Dass diese Erfahrung vorhanden ist, zeigt die geringe Fehlerquote der Hörsaaldisposition: Sie liegt im einstelligen Tausendstelbereich, was einem halben Dutzend Fällen pro Jahr entspricht.

Know-how und Tricks

«Unsere Arbeit scheint nur aus Zahlen zu bestehen, sie ist aber sehr emotional», sagt Loewenheim. Und dies im Guten wie im Schlechten. «Hat jemand mühevoll einen Kongress organisiert, ist es frustrierend, wenn wir ihm nicht die gewünschten Räume zuteilen können.» Andererseits erfährt sie viel Dankbarkeit: «Am schönsten ist es, wenn wir eine scheinbar ausweglose Situation mit unserem Know-how und allerlei Tricks doch noch zu einem guten Ende bringen.»

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

uniKnigge Die Beratungsecke

Wie wird eine Tagung zum Erfolg?

Im universitären Alltag lauern viele Fallstricke. Angehörige der UZH geben an dieser Stelle Tipps, wie heikle Situationen zu bewältigen sind. Diesmal Linguist **Joachim Scharloth** zum Thema: **Wie stellt man es an, dass eine Tagung zum Erfolg wird?**

«Der Erfolg einer Tagung lässt sich daran messen, ob sie für alle Teilnehmenden ein Erfolg war. Dabei können folgende Typen unterschieden werden:

Die **Konferenz-Emphatiker**: Dieser an der angloamerikanischen Konferenzkultur geschulte Typus gibt sich stets konstruktiv und begeistert. Er eröffnet jeden Wortbeitrag mit «Thanks, I really enjoyed your talk very much» und benutzt dabei emphatische Adjektive wie «thrilling» oder «exciting». Für Konferenz-Emphatiker ist die Konferenz dann ein Erfolg, wenn die Pausen lang genug sind, um jeden Vortrag beim Kaffee mit den Kollegen genüsslich zu zerlegen.

Die **Konferenz-Diven**: Gehen auf Konferenzen, um sich und der akademischen Welt zu bestätigen, dass sie wichtig sind. Sie zeigen ihre Bedeutung durch ausschweifende Co-Referate oder benevolente Kommentare. Für sie ist die Konferenz dann ein Erfolg, wenn in jedem Vortrag eine Verbin-

dung zu ihrer eigenen – bahnbrechenden – Forschung hergestellt wird, und sei sie noch so sehr an den Haaren herbeigezogen.

Die **Unruhestifter und Sektierer**: Personen, die im Gestus der Empörung fundamentale Kritik üben. Sie sind der Ansicht, die Vortragenden nähmen die Forschungsliteratur aus ideologischen Gründen nur selektiv wahr («Lesen Sie mal Foucault. Da steht alles drin!») und hätten jeden Kontakt zur Lebenswelt der Menschen verloren («Fragen Sie den Mann auf der Strasse!>). Von ihrer Kritik sind auch Thema und Organisation der Konferenz nicht ausgenommen («Wie konnte man so jemandem nur Geld für so eine Tagung geben?»). Für sie ist die Konferenz dann ein Erfolg, wenn sie im kleinen Kreis grimmig dreinblickender Freunde den Kopf über das akademische Establishment schütteln können.

Für die Organisierenden ist die Konferenz dann ein Erfolg, wenn alle Teilnehmenden sich wohl fühlen. Deshalb sollte man alle Vorträge gut finden, genug Zeit für Kaffeepausen einplanen, die Konferenz-Diven loben und finden, dass die Kritik der Sektierer irgendwie auch ihre Berechtigung habe. Kurzum: Ein wenig Opportunismus schadet nicht.»

Joachim Scharloth,
Deutsches Seminar



Fragendomino

Was Sie schon immer wissen wollten

Findet die Schulentwicklungsforschung in der Schule Berücksichtigung?

Ralph Kunz, Ordinarius für praktische Theologie, gibt die Domino-Frage an Katharina Maag Merki weiter, Ordinaria für Pädagogik mit dem Schwerpunkt Theorie der Empirisch-schulischer Bildungsprozesse: «Finden die Ergebnisse der Schulentwicklungsforschung in der Entwicklung der Schule Berücksichtigung?»

Katharina Maag Merki antwortet:

«Der Weg von den Ergebnissen der Schulentwicklungsforschung zu Reformen im Bildungswesen ist lang. Die gegenwärtigen Entwicklungen der Schule basieren zwar teilweise auf Erkenntnissen der Schulentwicklungsforschung (z. B. die Einführung von geleiteten Schulen), sind aber Ergebnisse von mehrfachen Übersetzungsleistungen der Akteure in der Politik und Schulpraxis. Forschung und Politik sind Bereiche, die nur partiell aufeinander bezogen sind: Da die kurzlebige, stark normativ geprägte Politik, dort die Schulentwicklungsforschung, die Reformen über einen längeren Zeitraum untersucht, um valide Erkenntnisse über die Wirkungen von Reformen zu gewinnen. Da das nachvollziehbare Interesse der Politik (und der



Katharina Maag Merki
und Ralph Kunz

Praxis), von der Wissenschaft möglichst zielgenaues Wissen und sinnvolle Handlungsstrategien zu erhalten, dort das Interesse der Schulentwicklungsforschung, über das aktuell politisch Machbare hinaus Wissen über Schulentwicklungsprozesse zu generieren. Welche Erkenntnisse in die politische Praxis Eingang finden, ist abhängig vom Willen der Politik und der Gesellschaft, entsprechende Rahmenbedingungen zu gestalten, vom Gehalt der wissenschaftlichen Befunde sowie von den Kompetenzen in der Praxis, bestimmte Reformen umzusetzen. An manchen Orten gilt vielleicht «Viele Köche verderben den Brei». Für den Bildungsbereich gilt mit Sicherheit: «Viele Köche, die sich gegenseitig zuarbeiten, ermöglichen erst eine hochwertige Vollwertkost.»

Katharina Maag Merki richtet die Domino-Frage an Katharina Michaelowa, Extraordinaria für Politische Ökonomie der Entwicklungs- und Schwellenländer: «Welche Auswirkungen haben die Leistungsvergleichsstudien der OECD (z.B. PISA) auf die Demokratisierung der Bildungssysteme in Afrika?»

«Am Morgen war mir alles klar»

Eine Standortbestimmung hilft bei der Berufswahl. Die Career Services der Universität Zürich haben seit diesem Jahr einen zweitägigen Workshop im Angebot. Eine junge Absolventin hat ihn besucht und berichtet.



Blickt zuversichtlich in die berufliche Zukunft: Mélanie Pitteloud, Teilnehmerin am Standortbestimmungs-Workshop. (Bild sar)

Von Sascha Renner

Die erlösende Einsicht kommt buchstäblich über Nacht. «Plötzlich war mir klar, was ich beruflich wollte.» Doch zunächst einmal ist Mélanie Pitteloud ratlos, was sie mit ihrem Studium anfangen soll. Sie hat sich schon früh Gedanken über ihre berufliche, nachuniversitäre Zeit gemacht – «als Ethnologin muss man das ja» –, und an Begeisterung für dieses und jenes fehlte es der 29-Jährigen nie. Nach den Lizentiatsprüfungen im Frühling aber fühlt sie sich ausgepumpt, orientierungslos. Was sind meine Fähigkeiten? Wo passe ich hin? Mélanie rudert plötzlich im Ozean der tausend Fragen und Zweifel.

Dann hört sie zufällig vom neuen Standortbestimmungs-Workshop der Career Services der UZH. Skepsis mischt sich mit Selbstzweifeln. Career Services, das klingt nach Wirtschaft – aber würden die Dozierenden auch mit einer Kulturwissenschaftlerin etwas anzufangen wissen? Die Sorge ist unbegründet, wie Mélanie bald herausfindet. Die Gruppe der zwölf Teilnehmenden – Studierende in höheren Semestern und junge Absolventen – ist fachlich bunt gemischt. Die Juristin, die sich für eine klassische Kanzlei-

laufbahn nicht begeistern kann, sitzt neben dem Historiker, für dessen Spezialwissen es keine Stelle zu geben scheint. Zwei Tage wollen sie sich mit den Kursleitenden Peter Vollenweider und Nathalie Breitenstein Zeit nehmen, Klarheit über ihre Fähigkeiten, Ziele und Wünsche zu erlangen.

Die Gehirnhälfte wechseln

Die erste Lektion: Von Beginn weg wird über Stärken gesprochen, nicht über Defizite. Eine Reihe von Übungen hilft, die eigenen Potenziale zu erkennen und wertzuschätzen. Jeder erzählt von einem Erlebnis, das ihm Freude machte oder Bestätigung brachte. Die anderen hören heraus, welche Fähigkeiten sich darin offenbaren. Oder man malt sich aus, welchen Traumjob man gerne einen Tag lang hätte; oder welche Themen man behandeln würde, wenn einem ein Jahr lang ein Konferenzraum zur Verfügung stünde. «Wagt zu träumen. Wechselt von der linken in die rechte Gehirnhälfte», mahnen die Kursleiter. Am Ende des Tages sieht Mélanie lauter Möglichkeiten. Verwirrend viele Möglichkeiten.

«Ich war einmal mehr überfordert.» Also ran an die Hausaufgabe: «Nachdem ihr

euch heute über eure Interessen und Fähigkeiten klar geworden seid, denkt bis morgen über das Arbeitsumfeld nach, das ihr euch wünscht.» Beim Frühstück dann fällt es Mélanie wie Schuppen von den Augen: Hatte sie nicht immer für das Wallis, seine Kultur, seine Landschaft geschwärmt? Im Wallis hat sie einen ethnologischen Dokumentarfilm, ihre Lizentiatsarbeit, gedreht; dort

hat sie auch familiäre Bindungen. Sie realisiert: Ich will mit begeisterten Menschen arbeiten. Ich will in einer Bergregion leben. Ich will Projekte initiieren. Der zweite Tag des Workshops bringt die Bestätigung. Der Dschungel der Möglichkeiten hat sich zu konkreten Wünschen und Plänen gelichtet.

Angelrute statt Fisch

Den Bewerber oder die Bewerberin in den Mittelpunkt zu rücken und nicht den Arbeitgeber oder den Stellenmarkt, darauf basiert die Methode des Workshops der Career Services. Die Methode wurde ursprünglich vom amerikanischen Berufs- und Lebensplanungsexperten Richard N. Bolles entwickelt und kommt heute unter dem Namen «Life/WorkPlanning» weltweit zum Einsatz. Aber warum ausgerechnet diese Methode? «Ich habe den Ansatz von Bolles während meines Doktorats in den USA kennengelernt», sagt Kursleiterin Natalie Breitenstein von der Abteilung Career Services. «Und ich war absolut begeistert von den Resultaten.» Ebenso überzeugt davon ist Kursleiter Peter Vollenweider. Er hat die Methode in den USA von Bolles persönlich erlernt.

«Unser Workshop ist keine Beratung», erklärt Breitenstein. «Wir bieten eine Methodik an, mit der man selbst erarbeiten kann, welchen Weg man einschlagen will. Wir reichen den Stellensuchenden gewissermassen die Fischerrute. Den Fisch muss jeder selbst herausziehen.» Vollenweider und Breitenstein schätzen an Bolles Methode, dass sie das gelingende Leben des einzelnen Menschen zur Richtschnur nimmt. «Die Methode stellt die traditionellen Prinzipien der Jobsuche auf den Kopf. Nicht das Unternehmen wählt den Kandidaten aus, sondern der Bewerbende sucht sich das Unternehmen mit dem Job, der seinen Fähigkeiten und Interessen am meisten entspricht.»

Und was geschah seither? Mélanie fuhr nach Kursende für zehn Tage ins Wallis. Sie hat Museen besucht, Leute aus dem Kulturbetrieb getroffen, einem Gemeindepräsidenten ihren Film über Walliser Amateur-Winzer vorgestellt und von ihren Berufswünschen erzählt. «Vor dem Workshop hätte ich das alles nie gewagt», sagt sie. Die Gewissheit «Du bist was!» ist für Mélanie der Gewinn des Workshops. Wer ihr eine Stelle anbieten will, muss sich beeilen.

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

Weitere Workshops

Die Aufgabe der vor einem Jahr gegründeten Career Services der UZH ist es, den Studierenden den Einstieg ins Berufsleben zu erleichtern. Dazu bieten sie eine Reihe von Workshops an. Das Modul zur **Standortbestimmung** wird am 30. und 31.10. wiederholt. Das zweite Modul, **Jobsuche in der Krise**, beschäftigt sich mit der Stellensuche im verdeckten Arbeitsmarkt und findet am 13.11. statt. Der dritte Workshop zum Thema **Motivationsschreiben** folgt am 19.11., der vierte Workshop zu **Bewerbungsgesprächen** am 27.11. www.careerservices.uzh.ch

neue perspektiven

Weiterbildung an der Universität Zürich – wo Forschung und Wissenschaft die berufliche Praxis prägen.

Unser Weiterbildungsangebot umfasst über 60 Weiterbildungsstudiengänge und über 30 ein- bis mehrtägige Weiterbildungskurse. Fordern Sie bei uns Unterlagen an unter 044 634 29 67 oder informieren Sie sich auf unserer Website: www.weiterbildung.uzh.ch

weiterbildung

Infoabend
21. september 09
18.00 – 21.00 uhr
zentrum für weiterbildung
der universität zürich



Nebenjobs inserieren und finden



Das Schweizer Nebenjobportal – www.nebenJOB.ch

HALBSCHUH, HOCKER, HUT UND BRILLE

Jetzt auswählen, anmelden und selber machen: [www.](http://www.ballenbergkurse.ch)

ballenberg
kurse.ch

Ganz oben ist die Luft am dünnsten

Je höher es die akademische Stufenleiter hinaufgeht, desto weniger Frauen sind vertreten. Das Phänomen nennt sich «Leaky Pipeline». Wer sich näher dafür interessiert, erhält im Gleichstellungsmonitoring 2008 der UZH reiches Anschauungsmaterial.

Von David Werner

Man braucht nicht immer reflexartig die Stirn in sorgenvolle Falten zu legen, sobald das Gleichstellungsthema aufkommt. Es gibt nämlich auch gute Nachrichten. Zum Beispiel diese: Der Anteil der Frauen an den Professuren ist an der UZH in den letzten fünf Jahren um 2 Prozent gestiegen. Immerhin 16 Prozent der Professorenstellen waren letztes Jahr mit Frauen besetzt – dies nicht zuletzt dank zusätzlich geschaffener Ausserordentlicher- und Assistenzprofessuren.

Echte Hingucker

Wie sich die Professorinnen auf die verschiedenen Fakultäten verteilen, darüber gibt unter anderem das Gleichstellungsmonitoring der UZH Auskunft, das nun schon zum zweiten Mal in Folge erschienen ist. Die Universitätsleitung hat beschlossen, jedes Jahr ein solches Monitoring erstellen zu lassen; als Faktenbasis für strategische Entscheide. Das Gleichstellungsmonitoring ist also ein Führungsinstrument. Es ist aber auch ein Analyse- und Reflexionsinstrument, das den Fakultäten dabei hilft, herauszufinden, welche spezifischen Massnahmen nötig sind, um junge, talentierte Forscherinnen in der Wissenschaft zu halten.

Zusammengestellt sind die Ergebnisse des Gleichstellungsmonitorings auf einzelnen

Fakultäten – und die sind echte Hingucker: Prägnant und detailscharf zugleich veranschaulichen sie das Mann-Frau-Verhältnis auf den verschiedenen akademischen Qualifikationsstufen und in den Fakultäten. Die Vetsuisse-Fakultät beispielsweise sticht mit ihrem hohen Studentinnen-Anteil heraus, gleichzeitig erkennt man aber sofort, dass dies auf die Gesamtzahlen nur geringen Einfluss hat, da die Vetsuisse-Fakultät vergleichsweise klein ist. Da hat die Philosophische Fakultät innerhalb der Universität ein ganz anderes Gewicht.

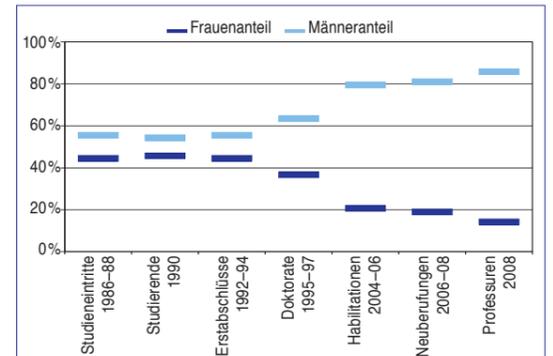
Beim Vergleich der verschiedenen grafischen Darstellungen springt sofort ins Auge, dass der Frauenanteil sinkt, je höher es auf der akademischen Stufenleiter hinaufgeht. Bei Studierenden überwiegen noch die Frauen, bei Doktorierenden und Assistierenden ist das Verhältnis ausgewogen. Im Übergang vom Mittelbau zur Professur kommt dann die Zäsur: Hier geht die Schere plötzlich auseinander. Dieses Phänomen nennt sich im Fachjargon «Leaky Pipeline». Die Forschung beschäftigt sich damit schon seit längerem, und Elisabeth Maurer, Leiterin der Abteilung Gleichstellung der UZH, empfiehlt, die Ergebnisse ernst zu nehmen. «Die Gründe, weshalb viele Frauen vor der Professur aus dem Wissenschaftsbetrieb ausscheiden, sind vielfältig. Einer der wichtigsten, wenn auch bei weitem nicht der einzige, ist die nach wie

vor schwierige Vereinbarkeit von Beruf und Familie», sagt Maurer.

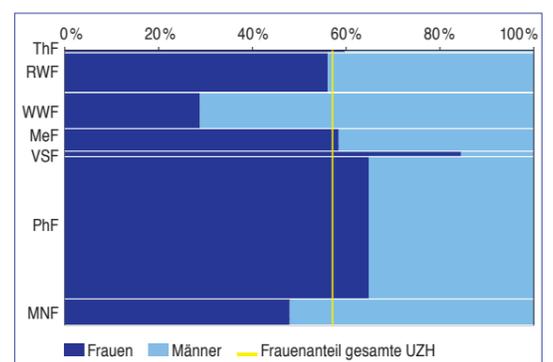
Die UZH misst Gleichstellungsfragen grosse Bedeutung zu. Vor drei Jahren wurde mit der Verabschiedung einer Gender Policy die Gleichstellungspolitik zur Führungsaufgabe der Universität erklärt. Die Abteilung Gleichstellung ist heute direkt dem Rektor unterstellt. «Insbesondere in Fragen der Nachwuchsförderung arbeiten wir eng mit der Universitätsleitung zusammen», sagt Elisabeth Maurer, und verweist dabei unter anderem auf das im Jahr 2000 an der UZH etablierte Instrument des Peer-Mentorings: Nachwuchsforscherinnen unterstützen sich hier gruppenweise gegenseitig in der Laufbahnplanung. Siebzehn solcher Gruppen gibt es derzeit an der UZH, eine Erfolgsgeschichte für sich.

Engagiert und kreativ

«Generell wird das Thema Gleichstellung in vielen universitären Bereichen engagiert und kreativ angegangen», freut sich Elisabeth Maurer. Eine Sorge aber hat sie doch: «Durch das viele Reden über Gleichstellungsfragen nutzt sich das Thema ab; deshalb ist es notwendig, hin und wieder die Fakten sprechen zu lassen.» Womit auf das Gleichstellungsmonitoring verwiesen wäre. Wer sich dafür interessiert, wird unter www.gleichstellung.uzh.ch fündig.



Nach dem Doktorat geht die Schere auf: Das Diagramm zeigt den Leaky-Pipeline-Effekt, bezogen auf eine Zeitspanne zwischen 1986 und 2008.



Frauenanteil unter den Studierenden nach Fakultät. Die Balkenbreite visualisiert die Grösse der Fakultät. Beide Grafiken stammen aus dem Gleichstellungsmonitoring 2008.

Nicht nur in den Semesterferien Geld verdienen?

Ganz einfach.

Mit den neuen **Teilzeitjobs** in unseren Sunrise centers. Jetzt bewerben auf sunrise.ch/jobs



Ausbrechen aus gewohnten Mustern

Die UZH hat in den letzten Jahren viel unternommen, um die Rahmenbedingungen für Frauen in der Wissenschaft zu verbessern. Doch auch auf der Ebene der Lehrstühle lässt sich einiges tun, wie die vier folgenden Beispiele zeigen.



Margrit Tröhler, Professorin für Filmwissenschaft. (Bild dwe)

«Mit neuen Netzwerken erreicht man mehr»

«Ich finde nicht, dass junge Wissenschaftlerinnen mehr Betreuung brauchen als ihre männlichen Kollegen», sagt Margrit Tröhler. «Manche Personen sind selbstbewusst, manche eher ermunterungsbedürftig – das ist keine Frage des Geschlechts.» Margrit Tröhler selbst hatte in ihrer Laufbahn nie das Gefühl, als Frau zu wenig unterstützt worden zu sein. Die Untervertretung von Frauen in höheren akademischen Positionen hat ihrer Meinung nach nichts mit fehlender persönlicher Förderung zu tun, sondern damit, dass Hochschulen geschichtlich gewachsene Gebilde seien. «Die meisten Strukturen und Netzwerke sind so geprägt, dass sich Männer darin mit grösserer Selbstverständlichkeit bewegen können als Frauen.»

Probate Einrichtungen, die dabei helfen, sich von solchen historischen Pfadabhängigkeiten zu emanzipieren, sind nach Auffassung der Filmwissenschaftlerin unter an-

derem die sogenannten «Peer-Mentoring-Projekte». Als Beirätin hat sie selbst bereits zwei solcher Projekte begleitet. Gruppenweise unterstützen sich darin junge Wissenschaftlerinnen gegenseitig im Erwerb laufbahnrelevanter Fähigkeiten. Beispielsweise tauschen sie Erfahrungen darüber aus, wie man Anträge für Forschungsbeiträge stellt, welche Rhetorik man für welche Vorträge wählt oder wie man Tagungen organisiert. Die Teilnehmenden trainieren das situationsgerechte Auftreten, lernen, im Team zusammenzuarbeiten und reflektieren das eigene Rollenverhalten. Das Wichtigste aber: Sie bauen – jenseits der etablierten Seilschaften – neue, eigene Netzwerke auf. «Die Erfolge des Modells sprechen für sich», sagt Margrit Tröhler: «Viele ehemalige Mitglieder von Peer-Mentoring-Gruppen haben den Einstieg in die akademische Laufbahn bereits geschafft.» dwe

«Ich stehe zu meiner weiblichen Rolle»

Brigitte von Rechenberg sieht ihre Forschungsgruppe als Familie. Das bedeute keineswegs watteweiches «Larifari», betont die Veterinärmedizinerin. Sie ist vielmehr überzeugt, dass ein intaktes Gemeinschaftsgefühl die Leistungsbereitschaft jedes einzelnen stärkt.

Brigitte von Rechenberg leitet die Abteilung «Musculoskeletal Research Unit» (MRSU) an der Pferdeklinik des Tierspitals. Ihre Rolle als Professorin interpretiert sie als eine mütterliche. «Dazu stehe ich», sagt sie. Sie findet: «Wenn Frauen Professuren übernehmen, sollte es nicht um den Preis geschehen, dass sie sich an männlich geprägte Umgangsformen anpassen. Für die Gleichstellung der Geschlechter an der Universität ist wichtig, dass Frauen, wenn sie Führungspositionen bekleideten, die Gelegenheit wahrnehmen, ihren eigenen Stil zu prägen und durchzusetzen.» Den Umgangsformen eine hohe

Bedeutung zuzumessen, ist für Brigitte von Rechenberg bereits ein wesentliches Kennzeichen weiblicher Führungskultur: «Mir ist wichtig, dass in meiner Gruppe auch auf die leiseren Stimmen gehört wird. Dominanzgehalte unterstütze ich nicht.» Weibliche Führungskultur heisst für sie auch: Auf Teamdynamiken und Zwischenmenschliches zu achten, Konflikte ernst zu nehmen und auch Persönlichem Raum zu geben.

Frauen zu fördern heisst für Brigitte von Rechenberg vor allem, Sensibilität für die spezifische Situation von Frauen im akademischen Leben zu entwickeln, insbesondere auch für die Situation von Müttern. «Teams sollten flexibel reagieren können, wenn Gruppenmitglieder Kinder zu versorgen haben. Dafür ist ein Klima wichtig, in dem man sich kennt, respektiert und für einander Verantwortung übernimmt.» Wie in einer Familie eben. dwe



Brigitte von Rechenberg, Professorin an der Vetsuisse-Fakultät. (Bild jos)



Bernhard Schmid, Professor für Umweltwissenschaften. (Bild dwe)

«Der Frauenanteil wächst nicht von selbst»

Bernhard Schmid hat sich einige Jahre lang in den Gleichstellungskommissionen der UZH und des Kantons engagiert. Als Mann war er dort jeweils in der Minderheit. «Von daher kann ich nachvollziehen, wie es ist, sich in einem vom anderen Geschlecht dominierten Umfeld zu bewegen: Man muss beispielsweise mehr als sonst darauf achten, wie man was ausdrückt.»

Für Schmid ist klar, dass die Erhöhung des Frauenanteils auf den höheren akademischen Stufen nicht von alleine vonstatten gehen wird. «Man muss schon mit gezielten Massnahmen der Entwicklung nachhelfen. Einfach dem Gang der gesellschaftlichen Evolution zu vertrauen, ist zu wenig», findet der Umweltwissenschaftler. Beim Laufbahnverhalten etwa sieht er immer noch grosse Unterschiede: «Männer sind oft viel stärker aufs Karriereziel fokussiert wie Frauen, die mehr Zeit und Energie darauf

verwenden müssen, zu überlegen, ob eine akademische Laufbahn überhaupt in ihren Lebensplan passt. Damit sind sie schon im Nachteil.»

Was die Vereinbarkeit von Beruf und Familie angeht, hätten sich die Rahmenbedingungen an der UZH stark verbessert, sagt Schmid, trotzdem müsse man im individuellen Fall aufmerksam bleiben. «Gelegentlich ist es nötig, dass ein Professor selbst Druck macht, damit beispielsweise Mütter im Team einen Krippenplatz erhalten.»

Teilzeit zu arbeiten, um Familie und Beruf zu vereinbaren, findet Schmid theoretisch zwar attraktiv. «Praktisch gesehen müsste man aber ungeheuer effizient sein, um sich mit weniger als 80 Stellenprozenten in der Wissenschaft durchzusetzen. Ich habe eine talentierte Post-Doc-Studentin am Institut, die das schaffen wird; aber ich fürchte, sie wird eine Ausnahme bleiben.» dwe

«Auf gute Vorbilder kommt es an»

Jungen Forscherinnen, die ihre Berufschancen in der akademischen Welt verbessern wollen, empfiehlt auch Gabriele Siegert, an einem Peer-Mentoring-Projekt teilzunehmen. Sie selbst hat schon mehrere solcher Projekte als Beirätin begleitet. Diese Form, in Gruppen laufbahnrelevante Fähigkeiten zu erwerben, sei zwar durchaus auch für Männer hilfreich – ganz besonders aber für Frauen. «Oft sind es ja Subtilitäten im Ton und im Verhalten, die Frauen im wissenschaftlichen Milieu das Gefühl geben können, nicht richtig dazugehören.» Im vertrauensvollen Rahmen einer Peer-Mentoring-Gruppe könne man beispielsweise Fragen zum Sozialverhalten in der Scientific Community angehen, die im Institutsalltag eher selten zur Sprache kämen. «Es ist wichtig, nach Rückschlägen einmal genau zu unterscheiden, welche Probleme in der «Natur der Sache» liegen, welche mit der Geschlechterrolle zu tun haben und welche man sich persönlich zuzuschreiben hat.»

Man dürfe nicht unterschätzen, sagt die Kommunikationswissenschaftlerin, wie tief Geschlechterrollen in den Köpfen immer noch verankert seien: «Noch immer gibt es viele Erwartungen an Frauen, die mit einer wissenschaftlichen Karriere schwer in Einklang zu bringen sind. Frauen mit grossem wissenschaftlichem Ehrgeiz müssen sich ihre Rollenidentität auch heute noch mit einigem Kraftaufwand selbst «erfinden» – denn es mangelt an Vorbildern.» Mehr Professorinnen also: «Das würde die akademische Laufbahn für viele Frauen attraktiver machen, weil sie dann sehen, dass man es schaffen kann, Professorin zu werden.»

Verallgemeinerungen in Geschlechterfragen schätzt Gabriele Siegert nicht, in einem Punkt aber ist sie sich sicher: «Viele Studentinnen oder Doktorandinnen sind froh, wenn neben den Professoren auch einmal eine Professorin als Ansprechperson verfügbar ist.» dwe



Gabriele Siegert, Professorin für Medienökonomie. (Bild fb)

Applaus

Adriano Aguzzi, Ordentlicher Professor für Neuropathologie am Departement Pathologie, ist von der Accademia Nazionale dei Lincei mit dem Antonio-Feltrinelli-Preis 2009 für italienische Bürger ausgezeichnet worden. Der Preis gilt als italienischer Nobelpreis und ist mit 65 000 Euro dotiert.

Clemes D. Cohen, Arbeitsgruppenleiter am Institut für Physiologie der Universität Zürich, hat den Carl-Ludwig-Nachwuchspreis der Deutschen Gesellschaft für Nephrologie und des Deutschen Stifterverbands für Nierenforschung 2009 erhalten. Ausgezeichnet wurde er für zwei Arbeiten, in denen er Genexpressionsprofile in Nierengeweben untersuchte.

Philipp Csomor, Wissenschaftlicher Assistent im Brain Mapping Labor von Prof. Franz X. Vollenweider, wurde für seine exzellente Dissertationsarbeit «Gating Functions: A Methodological and Clinically Oriented Investigation» mit der ETH Medaille ausgezeichnet.

Huldrych Günthard, Ausserordentlicher Professor für Klinische Infektiologie, und Beda Joos, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im HIV-Labor der Klinik für Infektionskrankheiten und Spitalhygiene, sind mit dem Bristol-Myers Squibb Switzerland HIV Research Award 2009 ausgezeichnet worden. Sie erhielten den mit 50 000 Franken dotierten Preis für die beste Arbeit in Basic Science in der HIV-Forschung in den vergangenen zwei Jahren.

Boris Quednow, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, erhielt anlässlich der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Biologische Psychiatrie (SGBP) den auf 5000 Franken dotierten Young Investigator Award 2009.

Fabrizio Zilibotti, Professor für Makroökonomie und Politische Ökonomie, wurde am 27. August in Barcelona mit dem Yrjö Jahnsson Award ausgezeichnet. Der Preis ist die höchste Auszeichnung in Ökonomie im europäischen Raum. Zilibotti ist der erste Akademiker an einer Schweizer Universität, der diesen Preis erhält. Er wird für seine wichtigen Beiträge in der Makroökonomie, Politischen Ökonomie und Arbeitsmarktökonomie geehrt. Im Speziellen hat er das Verständnis, wie technologische Innovation ökonomisches Wachstum auf den verschiedenen Stufen der ökonomischen Entwicklung beeinflusst, stark verbessert.



Beatrice Beck Schimmer

Ausserordentliche Professorin für Anästhesiologie
Amtsantritt 01.04.2009

Beatrice Beck Schimmer, geboren 1963, studierte Medizin an der Universität Bern, wo sie 1988 mit dem Staatsexamen und der Promotion zu Dr. med. abschloss. Nach verschiedenen Tätigkeiten als Assistenzärztin war sie von 1994 bis 1996 als Senior Research Fellow an der University Medical School sowie an der Parke-Davis/WarnerLambert Pharmaceutical Research Division des Department Immunopathology, Ann Arbor, USA, tätig. Ab 1996 arbeitete sie als Oberärztin, seit 2007 als leitende Ärztin am Institut für Anästhesiologie am Universitätsspital Zürich. Zudem war Beatrice Beck Schimmer ab 1997 Senior Investigator und Forschungsgruppenleiterin am Physiologischen Institut der Universität Zürich.



Markus Leippold

Ausserordentlicher Professor für Financial Engineering (Hans Vontobel-Professur für Financial Engineering)
Amtsantritt 01.04.2009

Markus Leippold, geboren 1970, studierte an der Universität St. Gallen und wurde 1999 in Finance and Economics promoviert. Von 1998 bis 1999 war er Research Assistant am Schweizerischen Institut für Banken und Finanzen, ausserdem Research Fellow am Global Business Institute der Stern School of Business in New York. Nach Tätigkeiten im Bankbereich arbeitete Markus Leippold ab 2002 als Assistenzprofessor am Institut für schweizerisches Bankwesen der Universität Zürich. 2005 und 2006 war er Visiting Scholar an der Federal Reserve Bank of New York. Ab 2007 war Markus Leippold Associate Professor an der Tanaka Business School am Imperial College London. Dort wirkte er unter anderem als Director des Centre for Quantitative Finance.



Philipp A. Kaufmann

Ausserordentlicher Professor für Kardiologie
Amtsantritt 01.04.2009

Philipp A. Kaufmann, geboren 1965, studierte an der Universität Zürich Medizin. Nach verschiedenen Stationen als Assistenzarzt arbeitete er von 1995 bis 1997 als Assistenzprofessor am PET-Zentrum des Universitätsospitals Zürich (USZ), von 1997 bis 1999 als Honorary Research Fellow an der PET Cardiology der MRC Cyclotron Unit des Hammersmith Hospital, London. Ab 1999 war Philipp A. Kaufmann Direktor der Kardialen Bildgebung sowie Oberarzt Kardiologie und Nuklearmedizin am USZ. 2003 erhielt er an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich eine SNF-Förderprofessur. Seit 2005 war Philipp A. Kaufmann Leitender Arzt Kardiologie und Nuklearmedizin am USZ.



Michael Schaepman

Ordentlicher Professor für Fernerkundung
Amtsantritt 01.03.2009

Michael Schaepman, geboren 1966, studierte an der Universität Zürich (UZH) und schloss dort 1993 mit dem Diplom in Geographie und den Nebenfächern Experimentalphysik und Informatik ab. 1998 wurde er am Geographischen Institut der UZH promoviert. Es folgte ein einjähriger Aufenthalt als Research Scholar und Lecturer am Optical Sciences Center der University of Arizona in Tucson. 1999 kehrte Michael Schaepman als Forschungsgruppenleiter ans Geographische Institut der UZH zurück. Seit 2003 war er Professor für Geographische Informationswissenschaft, speziell für Fernerkundung am Institut für Umweltwissenschaften der Universität Wageningen, NL. Seit 2005 war Michael Schaepman dort zudem Wissenschaftlicher Leiter des Center for Geoinformation.

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Evangelische Hochschule Freiburg

**Master of Arts in Sozialer Arbeit
mit Schwerpunkt Soziale Innovation**

anwendungsorientiert
forschungsorientiert
international

In Kooperation mit der Hochschule Freiburg im Breisgau und der Universität Basel bietet die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW ein konsekutives Master-Studium an.

Studienbeginn ist jeweils im September; Vollzeit (3 Semester) und Teilzeit (4-6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.00

Haben Sie einen universitären Bachelorabschluss in einer geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplin und sehen sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und Sozialpolitik?

Dann informieren Sie sich unter:
masterstudium.sozialarbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011 |
www.masterstudium-sozialarbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit |
 Riggenbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialarbeit

rEvolution & Glaube

Herbstsemesterprogramm 2009:

Ab dem 23.09.09, 19:15h:
rEvolution in den paulinischen Gemeinden – Bibelkreis
 In 7 Abenden sich auf die Briefe des Paulus einlassen

Ab dem 29.09.09, 19:00h:
„1 Stunde für den Glauben“; die zehn Gebote - Wege zu erfülltem Leben
 Arbeitskreis in 11 Abenden

Vom 04.10. bis 09.10.09:
„Gaben, Verstrickungen, Aufbrüche“ - ignatianische Einzellexertionen mit Filmen
 täglich ein Film, ignatianische Meditation, Begleitgespräch

Ab dem 03.11.09, 20:00h:
„All things are shining...“ - 5 Filmabende im November
 Filmische Auseinandersetzung mit der mystisch poetischen
 Weltansicht von Terrence Malick

...und vieles mehr im neuen aki-Programm, oder unter
www.aki-zh.ch
 Meditation, Beratung, Vorträge

FOYER FÜR STUDIERENDE
 an der evangelischen Hochschule Freiburg
 WIRTSCHAFTSSTRASSE 88, 8000 ZÜRICH
 TEL. 0041 (0)52 261 11 11 FAX 0041 (0)52 261 11 12
 WWW.AKI-ZH.CH

Das **Hochschulforum** widmet sich im Herbstsemester 09 dem **Klimawandel**

«OPEN SKY»

Der Klimawandel beschäftigt alle, auch die, die ihn lieber vergessen würden. Statt Ohnmachtsgefühle zu zementieren, werden in konkreten Projekten Neugierde geweckt, Wissen erworben, Erfahrungen ermöglicht.

OPEN SKY
Eine musikalische Klima-Debatte

«WADE IN THE WATER?»
Auf Wasser(ab-)wegen in Zürich und am Sambesi

«LEBEN IM TREIBHAUS»
Klimaerwärmung aus botanischer Sicht

Hochschulgottesdienste zum Semesterthema «OPEN SKY». Anthropologische Fragen rund um den Klimawandel werden aus christlicher Perspektive bedacht. **Einmal pro Monat, Sonntag, 11 Uhr, Predigerkirche.**

der reformierten Kirche Zürich

Weitere Informationen und Angebote: www.hochschulforum.ch

Das radikal Neue denken

Das Collegium Helveticum steht am Anfang einer neuen Etappe. Leiter Gerd Folkers über das künftige Leitthema Reproduzierbarkeit, die Schwierigkeit, Neues zu denken, und persönliche Glücksmomente.



«Viele gute Geister, die uns begleiten»: Gerd Folkers blickt zuversichtlich in die Zukunft. (Bild sar)

Mit Gerd Folkers sprach
Sascha Renner

Herr Folkers, der ehemalige künstlerische Gast am Collegium Helveticum, Matthias Gnehm, hat die Sternwarte zum Schauplatz eines Krimis gemacht. Geht es bei Ihnen tatsächlich so spannend zu und her wie in einem Krimi?

Es ist in der Tat so spannend. Es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht erstaunt bin über Zusammenhänge, die ich bisher nicht beachtet hatte. Sie können unseren Fellows einen beliebigen Artikel aus «Science» auf den Tisch legen, und nach einer Viertelstunde sind Sie in eine wahnsinnige Diskussion verwickelt, wie dieser Artikel zu interpretieren wäre. Ein interdisziplinärer Kreis wie der unsere reizt zur Infragestellung von Thesen. Das macht unglaublich Spass.

Sie sind seit fünf Jahren vollamtlicher Leiter des Collegiums. Ihr beglückendstes Erlebnis?

Dass es uns möglich war, den führenden Nō-Schauspieler aus Tokio kommen zu lassen. Er hat für uns in einer Live-Vorführung mit Simultanübersetzung durch unsere Kollegen aus der Japanologie verdeutlicht, welche Emotionen man mit einer Nō-Maske erzeugt. Es gibt sehr viele gute Geister, die uns mental wie finanziell begleiten.

Bevor Sie 2004 ans Collegium kamen, wirkten Sie als Ordinarius für pharmazeutische Chemie. Was hat sich seither für Sie verändert?

Im interdisziplinären Kreis bin ich nun gezwungen, in sehr gut gewählten Worten zu sagen, was ich eigentlich meine. Ich kann nicht ein Power-Point-Dia zeigen und denken, es sei selbsterklärend. Wir haben gemerkt, dass genau das zu Missverständnissen zwischen den Disziplinen führt. Nach dem Prinzip, Sie wissen schon, wie ich das meine. Nein, man weiss es eben nicht. Daher bemühen wir uns um hohe sprachliche Präzision.

Die Erfahrung an Wissenschaftskollegs zeigt: Man führt interessante Gespräche, schreibt dann aber doch an seinem eigenen Buch. Wie bringt man die Fellows zu echter Kooperation?

Indem man den Entscheidungsprozess über gemeinsame Forschungsthemen radikal demokratisiert. Das heisst: Ich treffe keine Vorauswahl. Zu Beginn eines Zyklus setzen wir uns mit den neuen Fellows zusammen und versuchen, gemeinsame Themen zu finden. Begonnen habe ich damit nach der Wahl der Fellows im letzten Oktober. Seither

bewegen wir uns in regelmässigen Sitzungen auf unser Thema zu. Wir sitzen jeweils etwa vier Stunden am Stück zusammen und diskutieren, wie ein Thema in Projekte zu erweitern wäre. Für diesen Prozess nehmen wir uns sicherlich ein Jahr Zeit. Das muss sehr sorgfältig geschehen. Denn wir müssen auch ausloten, ob ein Thema überhaupt für fünf Jahre hält.

Hat sich dieser aufwändige Themenfindungsprozess im letzten Zyklus bewährt?

Er hat sich in einer sehr schönen Weise bewährt: Die Fellows, die jetzt für fünf Jahre das Thema der Emotionen bearbeitet haben, haben entschieden, dass sie weiter zusammenarbeiten wollen, weil sie so gute Erfahrungen miteinander gemacht haben. Noch erfreulicher: Ein Forschungsantrag, den die Fellows gemeinsam stellten, ist genehmigt worden, und zwar über die Thematik Vertrauen. Das heisst, wir haben jetzt auch das Gütesiegel der Evaluation durch den Schweizerischen Nationalfonds. Die Fellows haben gemeinsam Ansätze produziert, die sich in der Vergabe öffentlich-kompetitiver Forschungsgelder niederschlagen.

Voraussichtlich werden Sie sich am 1. Oktober auf das Thema «Reproduzierbarkeit» festlegen. Warum dieses Thema?

Der erste Gedanke ist natürlich oft die Biomedizin. Aber auch in der Kunst kennt man den Begriff der Reproduzierbarkeit – Stichwort Walter Benjamin. Dort gibt es eine nicht geklärte Situation beispielsweise bezüglich der Fotografie. Das Thema Original und Kopie findet sich aber bereits in der Vor-Gutenberg-Zeit: etwa im Abschreiben der schönen Folianten durch die Mönche. Diese haben von Kloster zu Kloster eigene Abkürzungen und Fussnoten eingeführt – diese Differenzen reflektieren die Philosophie eines Mönchs, eines Klosters oder Ortes. Letztendlich gelangt man zu elementaren Fragen für alle Disziplinen: Was sind die vereinbarten Grenzen, innerhalb derer wir Dinge als reproduzierbar bezeichnen? Was passiert, wenn wir etwas ausdrücken, weitergeben? Sehen wir dann das Gleiche, und wie hoch ist die Stabilität der Information? Welchen Einfluss haben diese Prozesse und was ist die Rolle des Individuums dabei?

Welche Lehren haben Sie aus den Erfahrungen des ersten Zyklus gezogen?

Punkt eins: Wenn man Fellows von der

wissenschaftlichen Prominenz, wie sie hier gewählt werden, beherbergen kann, lässt sich der Betrieb nicht normieren. Allein schon die Vereinbarung eines Jour fixe wird unterlaufen durch «kleine Dinge» wie die Verleihung eines Ehrendoktors in Kopenhagen oder die Einladung zu einem Plenarvortrag am MIT. Also muss ich künftig eine noch höhere unterstützende Motivation an den Tag legen, um Präsenz und Intensität zu erreichen. Die Essenz unserer Zusammenarbeit ist ja das, was wir als Forschungskolloquium bezeichnen: Alle Stände, von den Doktorierenden über die Post-Docs, die Habilitierenden und Senior Scientists bis hin zu den Fellows, treffen sich in einem Raum und diskutieren drei Stunden durch. Dabei lernt man am meisten. Punkt zwei: Stärkere Integration unserer jungen Mitarbeitenden. Die Anbindung der Doktorierenden an die Fellows ist eine für alle Seiten äusserst motivierende Methode, um die jungen Leute in einen multilateralen, sehr dichten Gedankenaustausch zu verwickeln.

Setzen Sie im kommenden Zyklus neue Akzente?

Die Grundidee des Collegiums, seine strategische Ausrichtung, ändert sich nicht. Es gibt aber einige neue Ideen. Wir haben inzwischen eine internationale Evaluation überstanden. Man hat uns mit grosser Begeisterung das Vertrauen ausgesprochen, aber auch wesentliche Hinweise gegeben, was gemacht werden muss. Ein zentraler Punkt ist unsere internationale Sichtbarkeit. Da empfehlen die Evaluatoren: Ihr macht gutes Zeug, aber man muss es sehen.

Was unternehmen Sie?

Wir werden keine andere Wahl haben, als unsere Fellowships zu internationalisieren. Auf der Basis von Gästen, die wir entweder direkt berufen oder in Zusammenarbeit mit den Fakultäten und Departementen von UZH und ETH. Diese Gastfellows würden die sechs Zürcher Fellows ergänzen, müssten sich aber auch der Thematik unterordnen.

Das Collegium hat sich neuen, unkonventionellen, nicht ritualisierten Denkweisen verschrieben. Wie denkt man «neu»?

Im Voraus ist es immer schwierig. Wir sollen ja dadurch, dass wir andere Kooperationen und Rituale pflegen, an einem katalytischen Ort auf neue Ideen kommen. Die Frage ist: Woher wissen wir, was neu ist? Wir teilen ja alles sogleich in bestehende Kategorien ein. Neues wird in der Regel zu dem Zeitpunkt, wo es neu ist, nicht als neu erkannt, sondern erst im Gebrauch. Deshalb haben Bestrebungen, Innovationsstrukturen zu schaffen, oft einen angeborenen Fehler: Man schafft Strukturen, innerhalb derer Innovationen nur in eine bestimmte Richtung möglich sind. Hätte ich eine Vision zu formulieren, müsste ich sie also nur in einen einzigen Satz fassen: Wir erwarten, dass wir auf ganz neue Ideen kommen.

Das interdisziplinäre Wissenschaftskolleg Collegium Helveticum wird von der Universität Zürich gemeinsam mit der ETH getragen. Es existiert seit 1997. Alle fünf Jahre werden sechs Fellows berufen, je drei von UZH und ETH. Der letzte 5-Jahres-Zyklus stand unter dem Leitthema «Emotionen». In den kommenden fünf Jahren widmet sich das Collegium Helveticum voraussichtlich dem Thema «Reproduzierbarkeit».

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

Was macht eigentlich eine ...

Limnologin?



Michaela Salcher ist Postdoktorandin an der Limnologischen Station der Universität Zürich in Kilchberg. Die Limnologie beschäftigt sich mit der Ökologie von Binnengewässern wie Seen und Flüssen.



Michaela Salcher untersucht vor allem die Bakterienwelt im Zürichsee. Etwa alle zwei Wochen fährt sie mit Forscherkollegen in die Mitte des Sees, um Wasserproben zu entnehmen.



Mit zwanzig Litern Wasser kehren sie ins Labor zurück. Um die darin enthaltenen Bakterien untersuchen zu können, müssen diese vorgängig mit fluoreszierenden Gen-Markern eingefärbt werden.



Ein spezielles Mikroskop fotografiert die Wasserproben und zählt automatisch die Bakterien. Das Ziel von Michaela Salcher ist es, einige der Hunderten von Bakterienarten im Zürichsee zu klassifizieren.



Zu ihren Aufgaben gehört auch die Betreuung von Masterstudierenden. Stefan Neuschwander beispielsweise untersucht, wie verschiedene Bakterienarten um das Nahrungsangebot im Wasser konkurrieren.

Adrian Ritter, Redaktor UZH News

Die Limnologische Station gehört zum Institut für Pflanzenbiologie der Universität Zürich. Die Postdoktorandin Michaela Salcher ist seit 2006 an der Station tätig. Sie erforscht, wie sich die Bakteriengemeinschaft im Zürichsee im Laufe eines Jahres verändert.

Limnologische Station: www.limnology.ch

alumni
album

Stephan Landis,
Vorstandsmitglied der
Alumni-Organisation
der Theologischen
Fakultät



Ich war lange an der Uni: Nach meinem Phil-I-Studium hängte ich, hungrig nach mehr, wie einst die Studenten im Mittelalter, die Theologie an. Ich habe es nicht bereut. Die Zürcher Theologische Fakultät hat mir ein faszinierendes geisteswissenschaftliches Studium generale geboten und mich auf Fahrten gesetzt, denen ich immer noch nachgehe. Auch wenn manche Inhalte in den Hintergrund gerückt sind, legt die innere Spannung der Theologie für mich bis heute eine Messlatte für die Beschäftigung mit Texten und Lebenswelten. Hier beisst sich und umarmt sich, was eigentlich nicht recht zusammenpasst: die Zuneigung zu den Wörtern, die historische Kritik, die intellektuelle Rechenschaft der Systematik und die Beobachtung der Gegenwart.

Wenn ich heute als Journalist die kirchliche Landschaft betrachte, spüre ich den alten Hunger wieder. Ich spüre das Bedürfnis nach intellektueller Frischluft und schaue auf der Suche nach Impulsen wieder auf die Alma mater. Von ihr erhoffe ich mir die Analyse einer sich rapide wandelnden religiösen Welt, eine neue Perspektive auf alte Strukturen. Es gibt in der Kirche wie in anderen Institutionen so etwas wie eine Diktatur der Praxis: Die Gewohnheit ist eine Grossmacht, der Status quo wird geheiligt, die Trägheit professioneller Milieus erhält höhere Weihen. Ich glaube, dass die Kirche die Freiheit der Theorie und akademischen Deutung dringend braucht. Das ist die Motivation, mich im Alumniverein der Theologischen Fakultät zu engagieren.

Vom fachlichen Austausch mit ihren Ehemaligen kann auch die Universität profitieren. Er ist ein Ausfallstor aus den Tinguely-Maschinen von Insiderdiskursen. In meinem Berufsalltag erlebe ich, dass Professoren oft Angst haben vor dem Schritt aus ihren Fachzirkeln, in denen sie sich heimisch und geborgen fühlen. Doch wer ihn wagt, wer dann und wann den Sprung von der Fachzeitschrift ins Feuilleton riskiert, wer sich dem weniger vertrauten und berechenbaren Luftzug einer breiteren Öffentlichkeit aussetzt, der wird vielleicht auch bessere und relevantere Wissenschaft treiben.

Stephan Landis

Ausschreibung

Der Fonds zur Förderung des Akademischen Nachwuchses (FAN) schreibt zwei einmalige Beiträge von je 75 000 Franken für Forschungsprojekte hervorragender Nachwuchskräfte ab Dissertationsstufe aus. Turnusgemäss ist die Reihe an Nachwuchskräften der Philosophischen, Theologischen, Rechtswissenschaftlichen und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten der UZH. Bewerbungen müssen durch Empfehlungsschreiben von zwei Professoren bzw. Professorinnen, davon einer oder eine von der UZH, unterstützt sein. Aus den Empfehlungsschreiben muss insbesondere hervorgehen, ob die sich bewerbende Person zu den Besten in ihrer Disziplin gehört und wie gross ihre Chance auf eine erfolgreiche Laufbahn in der universitären Forschung und Lehre ist. Die Bewerbungen sind dem Geschäftsführer des FAN bis 31. Januar 2010 zuzustellen.

Information: <http://www.zuniv.uzh.ch/fan/beitrag>

Esther Stöckli zur neuen FAN-Beirätin gewählt

Eine Weichenstellerin mit Fingerspitzengefühl



Beurteilt die Qualität naturwissenschaftlicher Projekteingaben: Zoologin Esther Stöckli. (Bild fb)

Esther Stöckli ist als Nachfolgerin von Konrad Basler in den FAN-Beirat gewählt worden, das Vergabegremium des Fonds zur Förderung des Akademischen Nachwuchses (FAN). Mit dem FAN verbindet Stöckli eine lange Beziehung: Ihre Berufung nach Zürich wurde 2001 unter anderem durch zwei Jahresbeiträge des FAN ermöglicht. Es war die erste Nachwuchsprofessur überhaupt, die der FAN mitfinanzierte.

Breitgefächerte Interessen

Esther Stöckli ist ausserordentliche Professorin für Entwicklungsneurobiologie der Wirbeltiere am Zoologischen Institut der Universität Zürich. Für den FAN beurteilt Esther Stöckli Beitragsgesuche aus allen Bereichen der naturwissenschaftlichen Forschung. Bei dieser Themenvielfalt kommt es ihr zustatten, dass sie sich für die Naturwissenschaften in ihrer ganzen Breite interessiert. Stöckli bezeichnet sich als eine Person,

die nicht nur geradeaus, sondern gern auch nach links und rechts schaut – vielleicht eine Voraussetzung, um in ihrem vielseitigen Forschungsgebiet den Überblick zu bewahren: «Neurobiologie ist nicht durch eine gewisse Technik oder Methode definiert, sondern durch das Objekt, das sie erforscht, nämlich das äusserst komplexe Nervensystem.» Um neue Erkenntnisse über den Bau und die Funktion eines Nervensystems zu gewinnen, bieten sich unterschiedliche, auch interdisziplinäre Ansätze an, ob sie nun ursprünglich aus der Genetik, Molekularbiologie, Entwicklungsbiologie, Psychologie, den Computerwissenschaften oder der Medizin stammen.

Für Esther Stöckli, die seit März auch dem Zoologischen Institut der UZH als Direktorin vorsteht, bedeutet die Tätigkeit als FAN-Beirätin die Möglichkeit, interessante Themen und Personen ausserhalb ihres eigenen Fachgebiets kennenzulernen.

Um die Qualität eines Forschungsprojekts beurteilen zu können, ist es laut Stöckli nicht nötig, jedes Detail zu verstehen. Vielmehr muss der Gesamteindruck stimmen. Verfügt die Gesuchstellerin oder der Gesuchsteller souverän über das eigene Fachgebiet? Weist die Fragestellung Aktualität und Relevanz auf? Und ist das ganze Vorhaben überhaupt erfolgversprechend? Für die Beurteilung kann Stöckli auf die Erfahrung zurückgreifen, die sie in vergleichbaren Positionen gewonnen hat. Unter anderem war sie neun Jahre lang im Vorstand und Stiftungsrat der Schweizerischen Stiftung für medizinisch-biologische Stipendien.

Grundlagenforschung im Blick

Relevante Forschung bedeutet für Stöckli nicht, dass ein Projekt direkt zu einem Produkt führt. Vielmehr sind alle Vorhaben wichtig, die wesentlich zum Verständnis von Vorgängen in der Natur beitragen. Der FAN soll ihres Erachtens gerade auch Grundlagenforschung unterstützen, denn für Projekte im Bereich der angewandten Forschung seien Finanzierungsquellen in der Regel leichter zu finden.

Auch wenn die Beiträge, die der Zürcher Universitätsverein (ZUNIV) über den FAN vergibt, im Vergleich zum gesamtuniversitären Forschungsbudget bescheiden sind, erachtet Esther Stöckli das Engagement dieser Vereinigung von ehemaligen Absolventinnen und Absolventen der Universität als besonders wichtig. So unterstützen Alumni-Organisationen in den USA ihre Hochschulen mit grossen Beträgen. Der FAN sei daher ein erster Schritt in diese Richtung: «Vielleicht gelingt es, diesen Gemeinschaftsgeist auch an der Universität Zürich aufzubauen, sodass Leute, die hier studiert haben, eine gewisse Bindung an die Hochschule behalten und auch bereit sind, sie mit Geld zu unterstützen.» In Europa und besonders in der Schweiz stehe diese Entwicklung aber erst am Anfang.

Roman Benz, Journalist

Zürcher Universitätsverein (ZUNIV)

Ein Sommerfest im Zeichen der Freundschaft



Stimmung wie in der Toscana vor dem Kollegiengebäude. (Bild Jäger/Tschümperlin)

Es war heiss, sehr heiss. Und dennoch kamen die Gäste in Scharen: Freunde und Freundinnen der Universität, Absolventen und Absolventinnen sowie Dozierende. Manche in luftiger Abendrobe, manche mit, manche ohne Schlips, im T-Shirt, in kurzen oder in langen Hosen.

Das Fest, das Ende August stattfand, wurde von der Universität Zürich ausgerichtet – als Geschenk an den Zürcher Universitätsverein (ZUNIV), der letztes Jahr sein 125-jähriges Jubiläum begangen hatte. Der

rund 3500 Mitglieder zählende ZUNIV und die Universität harmonieren gut. Jedes Jahr bezahlt der ZUNIV gut 100 000 Franken an Publikationen, Festschriften, Tagungen, studentische Anlässe oder die universitäre Kinderbetreuung, und stellt 19 möblierte Wohnungen für Gastdozierende zur Verfügung. Via den Fonds zur Förderung des Akademischen Nachwuchses kamen zudem in den letzten zehn Jahren Beiträge von 4,5 Millionen Franken zusammen.

Roland Gysin, Leiter Publishing

Vergabungen

Der Vorstand des ZUNIV (Zürcher Universitätsverein) hat an den Sitzungen vom 15. Mai und 6. Juli 2009 14 Gesuche behandelt und die folgenden 11 Gesuche im Gesamtbetrag von 22 500 Franken bewilligt:

Theologische Fakultät:

2000 Franken an Veranstaltung mit Frau Bundesrätin Micheline Calmy-Rey

Phonogrammarchiv: 2000 Franken an die Ausstellung zum 100-Jahr-Jubiläum

Deutsches Seminar: 2000 Franken an Sammelband zu Hermann Burger.
2500 Franken an Festkolloquium zu Max Wehrli 100. Geburtstag

Romanisches Seminar: 2000 Franken an Tagung «Vicende storiche della lingua di Roma»

Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte:

2000 Franken an Tagung zur Geschichte des ökonomischen Scheiterns

Seminar für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft:

2000 Franken an Studienreise nach Polen

Rechtswissenschaftliches Institut:

2000 Franken an Symposium «Tod und toter Körper – Ein internationaler und interdisziplinärer Blick auf die Sektion». 2000 Franken an Tagung «Lebensbeginn im Spiegel des Medizinrechts». 2000 Franken an KTS-Tagung

Departement für Umweltwissenschaften ETH:

2000 Franken an Konferenz zur sozialen Netzwerkanalyse

Im Jahr 2009 wurden bis jetzt 69 450 Franken bewilligt.

Grosser Un(i)bekannter

Der musikalische Spurensucher

Bernhard Hangartner, 53, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Musikwissenschaftlichen Institut und leitet verschiedene Chöre. Er ist braun gebrannt, hat während der Ferien eine Wanderwoche im Münstertal verbracht. Herzlich reicht er der Besucherin die Hand. Bernhard Hangartner, das wird sich im Gespräch rasch zeigen, ist kein entrückter Schöngest, obwohl sein Wirkungsort solche Erwartungen durchaus nähren könnte, denn das dreihundertjährige Riegelhaus des Musikwissenschaftlichen Instituts an der Florhofgasse 11 liegt wie eine Zeitinsel mitten in der städtischen Hektik.

Und doch passt das Gebäude zu Hangartners Haupttätigkeit. Im Rahmen des Nationalfonds-Projekts «Musik in Zürich» ist der Gregorianikspezialist daran, Zürichs Musikgeschichte in ihrer Wechselwirkung zur europäischen Musiklandschaft erstmals umfassend zu dokumentieren. «Zürich», erläutert er, «ist ein komplexer Sonderfall». Es war nie Residenzstadt, verfügte nach der Reformation auch nicht mehr über eine klerikale Patronage, und trotzdem spielte die Stadt in der Musikgeschichte immer wieder eine herausragende Rolle.

Singen mit den Mönchen

Auf seiner Suche nach einschlägigen Quellen absolvierte Hangartner eine Art Tour de Suisse durch Schweizer Klöster. Und erlebte Unterschiedliches.

Während man ihm hier vertrauensvoll grössere Mengen an Handschriften zur Einsicht übergab, liess ihn dort der Bibliothekar eines bischöflichen Archivs keine Minute aus den Augen.

Leichtes Spiel hatte Hangartner im Kloster Einsiedeln. Dort war er selber zur Schule gegangen und hatte unter dem charismatischen Pater Roman Bannwart in der Studentenmusik mitgespielt. Dass er dereinst an der UZH die Nachfolge des Gregorianikspezialisten antreten würde, hätte sich der Gymnasiast nicht träumen lassen. «Mein Interesse an der Gregorianik», sagt Hangartner, «erwachte erst während des Studiums».

Musik spielte schon in Hangartners Elternhaus im schwyzerischen Brunnen eine wichtige Rolle. Alle sieben Kinder spielten ein Instrument. Lange war Sohn Bernhard nicht klar, ob er, wie sein Vater, Apotheker werden sollte. Weil er dann aber nicht mehr genug Zeit fürs Musizieren gehabt hätte, entschied er sich für die Musikwissenschaft und besuchte auch Pater Bannwarts Gregorianikkurse. «Damals, 1977», erinnert er sich, «sangen wir Studenten zusammen mit Einsiedler Mönchen im Grossmünster



Ein Kenner des «musikalischen Sonderfalls» Zürich: Bernhard Hangartner. (Bild fb)

gregorianische Choräle – zum ersten Mal nach der Reformation». Das sei schon speziell gewesen.

Ein anderes eindrückliches Erlebnis liegt erst ein Jahr zurück. Bernhard Hangartner erhielt den Auftrag, zusammen mit seiner Schola Gregoriana Universitatis Turicensis und weiteren Mitwirkenden, in der Klosterkirche Kappel am Albis das Stundengebet der Mönche wieder aufleben zu lassen – für ein Wochenende, aber in voller Länge: «Wir standen», sagt Hangartner, «um halb drei Uhr auf und verbrachten an jenem Augustwochenende insgesamt sieben Stunden singend in der Kirche».

Jeden zweiten Abend proben

An seiner Tätigkeit schätzt Bernhard Hangartner speziell den Wechsel zwischen Wissenschaft und Praxis. Nur «an einer Schiene zu arbeiten», läge ihm nicht, er braucht den Austausch mit unterschiedlichen Leuten. Neben seinem Fünfzig-Prozent-Pensum als Forscher und Lehrer an der Universität Zürich sowie Musikhochschulen im In- und Ausland war er immer auch prak-

tisch tätig. So leitet er seit Jahren den katholischen Kirchenchor Kaisten AG und den ambitionierten Klosterchor Wettingen. «Energiermassig ein ziemlicher Balanceakt», räumt er ein.

Jeden zweiten Abend sind Proben angesagt. Oft wirkt auch Hangartners Frau Elisabeth mit. Sie ist Organistin und Musiklehrerin. Die beiden sind ein eingespieltes Team. Als ihre drei Kinder noch klein waren, blieb Bernhard Hangartner im Job-sharing einen Tag pro Woche zu Hause. Schaute, dass am Mittag das Essen auf den Tisch und die Kinder rechtzeitig zur Schule kamen. «Dabei», sagt er, «habe ich viel gelernt». Eine Habilitation indes rückte angesichts so verschiedener Tätigkeiten ausser Sichtweite. Er bereut es nicht, denn er habe, sagt Hangartner, das Glück, in Rücksprache mit den beiden Projektleitern Laurenz Lütteken und Hans-Joachim Hinrichsen viele eigene Ideen einbringen und seine Arbeitsstelle zu einem Kompetenzzentrum in Sachen «Musik in Zürich» machen zu können.

Lieblingsprojekt Stadtrundgang

Liegt ihm ein Projekt besonders am Herzen? Hangartners Antwort kommt rasch und dezidiert: Ein musikalischer Personen- und Realien-Führer durch die Limmatstadt in Buchform beziehungsweise Audioguideformat, verknüpft mit einem

Stadtrundgang. Ein aufwändiges Unterfangen. Und es gebe da eine spezielle Hürde: Schon vor längerer Zeit beantragte der Forscher bei der Stadtpolizei Zürich, an jenen etwa vierzig Häusern Gedenktafeln anbringen zu lassen, in denen berühmte Musiker und Musikerinnen lebten. Nun wolle es nicht recht vorwärtsgehen. Hangartner weiss auch weshalb: «Personenkult ist uns Schweizern halt fremd.» Doch das Projekt, da ist der Forscher unbeirrbar, müsse einfach kommen: «Wir haben dafür schon sehr viel Vorarbeit geleistet.»

Er arbeitet viel, möchte jetzt, mit 53, mehr Zeit haben für den Austausch mit Freunden. Etliche davon hat er in den Chören kennengelernt. Und das sei «nicht nur so etwas Unverbindliches, es ergeben sich echte Freundschaften». Eine gute Freundin ist ihm auch seine Frau. Seit vier Jahren besucht das Paar Tanzkurse. Der Vielbeschäftigte findet es wohltuend, für einmal nicht derjenige zu sein, der motivieren muss. Sondern einfach nur mitwirken zu dürfen.

Paula Lanfrancini, Journalistin

Campusroman

Der neue David Lodge: Wer nicht hören kann, muss fühlen



Illustration Azko Toda

schungsarbeit, die nun in Ruhe endlich weitergeführt werden könnte. Doch der Struktur des beruflichen Alltags beraubt, fehlt Bates die nötige Motivation und er findet sich in einem mässig spannenden Leben als Hausmann wieder.

Absurde Situationen

Dies wird ihm umso deutlicher bewusst, als seine acht Jahre jüngere Frau Winnifred, genannt Fred, mit ihrem Geschäft für Innenausstattung und mit dem Verkauf von Kunstwerken überaus erfolgreich ist. Ihre Kontakte im kulturellen Bereich verpflichten das Ehepaar zur Teilnahme an diversen gesellschaftlichen Anlässen wie Vernissagen, Theateraufführungen, Konzerten oder Abendeinladungen. Unfreiwillig gerät Bates dabei durch seine Schwerhörigkeit in die absurdesten Situationen. Und auch die folgenreiche Begegnung mit der Doktorandin Alex ist seiner Schwerhörigkeit geschuldet. Er gibt ihr unwissentlich das Versprechen, sie bei ihrer Doktorarbeit zu beraten – und sein Alltag gewinnt nun an Spannung.

Seine Hauptfigur hat David Lodge im neuen Roman «Wie bitte?» mit feinem Humor gezeichnet. Die häufigen Missverständnisse, die sich für den Schwerhörigen trotz seiner Hörhilfen ergeben, schildert

der Autor mit grosser Aufmerksamkeit fürs Detail. Lodge, emeritierter Professor für englische Literatur an der Universität Birmingham und Autor der erfolgreichen Campusroman-Trilogie «Changing Places» (1975), «Small World» (1984) und «Nice Work» (1988), hat sich mit seinem neuesten Werk vor allem aber auch dem Thema der Pensionierung angenommen – beziehungsweise der Frage, was es heisst, den Alltag nach einer erfolgreichen Berufstätigkeit neu zu strukturieren.

Gewohnt ironisch

Mit regelmässigen Besuchen im Dozentenzimmer der Universität versucht Bates mit seinem ehemaligen beruflichen Umfeld in Kontakt zu bleiben, auch wenn die dort anwesenden Personen ihm immer häufiger unbekannt sind. Die Anfrage der Doktorandin Alex ist ihm ein willkommener Anlass, um sich wieder gezielt mit einer wissenschaftlichen Fragestellung zu beschäftigen: «Ich begriff, dass mir in den letzten Jahren die Befriedigung gefehlt hatte, Menschen zu beeindrucken, und meine Freude war umso grösser, als ich vor allem das Reden und Alex vor allem das Zuhören besorgte, sodass ich zwanzig Minuten lang meine Hörbehinderung völlig vergass.» Schliesslich hört Bates

aber auf die Stimme seiner Vernunft und wahrt die nötige Distanz zu Alex. Dennoch kühlt sich das Verhältnis zu seiner Frau Fred merklich ab und Bates' Unzufriedenheit nimmt zu. Erst der Tod seines hochbetagten Vaters öffnet Bates die Augen, dass sein Leben trotz der zunehmenden Schwerhörigkeit noch nicht zu Ende ist. Und er beschliesst, auf Einladung des British Council nochmals auf eine Vortragsreise zu gehen.

David Lodge, für viele der Campusroman-Autor schlechthin, ist mit «Wie bitte?» ein kurzweiliger und gewohnt ironischer Roman über das Seniorenleben eines Universitätsprofessors gelungen. Lediglich gewisse Klischees, beispielsweise die erotische Anziehung zwischen älterem Professor und junger Studentin, sind mittlerweile allzu oft bemüht worden.

Janine Gebser

David Lodge, Wie bitte?, übersetzt von Renate Orth-Guttman, München: Karl Blessing Verlag, 2009, 376 Seiten.

Wir empfehlen an dieser Stelle Romane, die sich auf Wissenschaft oder Hochschule beziehen. Falls Sie kürzlich auf ein solches Buch gestossen sind und eine Besprechung schreiben möchten, wenden Sie sich an: unijournal@kommunikation.uzh.ch

Professor Desmond Bates ist schwerhörig. Und sein Leiden, die sogenannte Hochtonschwerhörigkeit, wird sich nicht verbessern; im Gegenteil. Mit dieser Perspektive konfrontiert, entschliesst sich Bates, Professor für Linguistik an der Universität einer nordenglischen Industriestadt, für die Frühpensionierung. Doch was nun? Wie soll der Mittsechziger seine Zeit verbringen? Da wäre die eigene wissenschaftliche For-

**Since 2007, venture kick
granted CHF 3 mio. in startcapital
to 90 spin-off entrepreneurs
who attracted CHF 25 mio. in funding.**

**Get your kick
www.venturekick.ch**





Antrittsvorlesungen

Chirurgische Perspektiven in der kaleidoskopischen Welt der craniofacialen Anomalien. 19. Sep., PD Dr. Joachim A. Obwegeser, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Neue Therapieoptionen bei Zystennieren (ADPKD). 19. Sep., PD Dr. Andreas Serra, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Gefährlichkeitsbeurteilungen zur Verhinderung schwerer Gewalt- und Sexualstraftaten. 21. Sep., PD Dr. Jérôme Endrass, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Der schwerverletzte Patient: Was passiert mit der Blutgerinnung? 21. Sep., PD Dr. Michael Ganter, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Wie der Aufstieg Asiens die Weltgesellschaft verändert. 21. Sep., PD Dr. Patrick Ziltener, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Zytologie – Diagnosen an Zellen und Gewebe: Vom PAP-Abstrich zu den Genen. 26. Sep., PD Dr. Beata Bode-Lesniewska, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

The Origins of Gut Feelings. 26. Sep., PD Dr. Mark Fox, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

S. Deshalb VAFIN es ADV ADJD. Rhetorische Strategien im deutschen Bundestagswahlkampf 2009 in korpuslinguistischer Perspektive. 28. Sep., PD Dr. Joachim Scharloth, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Bilder für die Anderen. Zur künstlerischen Eroberung des Weltraums. 28. Sep., Prof. Dr. Tristan Weddig, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Towards Uncharted Waters: Gauging the Ungauged Basin. 3. Okt., Prof. Dr. Jan Seibert, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Das kann einem an die Nieren gehen – Mechanismen erworbener Nephropathien. 3. Okt., PD Dr. Clemens D. Cohen, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Die Maus als Patient. 5. Okt., PD Dr. Margarete Arras, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Grenzen kognitiver Kapazität – warum sind wir nicht klüger, als wir sind? 5. Okt., Prof. Dr. Klaus Oberauer, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Warum ist der Dativ dem Genitiv sein Tod? Zur Entwicklung der deutschen Kasussysteme aus sprachwissenschaftlicher Sicht. 5. Okt., PD Dr. Guido Seiler, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Die Therapie der Multiplen Sklerose: Standards und Perspektiven. 10. Okt., PD Dr. Michael Linnebank, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Genetische Vielfalt: Chance oder Schicksal? 10. Okt., Prof. Dr. Anita Rauch, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Von der Eiswanne zur bildgestützten Therapie – Herzchirurgie im Wandel. 12. Okt.,

Prof. Dr. Volkmar Falk, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Dynamik mit Metallen – die Faltung grosser Ribonukleinsäuren. 12. Okt., Prof. Dr. Roland Sigel, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Le chariot – Bemerkungen zu den Grundlagen des Rechts. 12. Okt., Prof. Dr. Matthias Mahlmann, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Tumor – das fremde Selbst. 17. Okt., PD Dr. Frank Stenner, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Depressionen – Herausforderung für Praxis und Forschung. 17. Okt., Prof. Dr. Erich Seifritz, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Veranstaltungen

Gedenkfeier zum 100. Geburtstag von Max Wehrli. 16. Sep., Prof. Dr. Claudia Brinker, Prof. Dr. Peter Rusterholz, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Repräsentationen des Islam in Bilderpolitik und neuer Kunst. 17. Sep., Prof. Dr. Susanne Lanwerd (Religionswissenschaftlerin, Europäische Universität Viadrina Frankfurt, O.), Theologische Fakultät, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

20 Jahre Filmwissenschaft. 17. Sep., Prof. Dr. Andreas Fischer, Prof. Dr. Bernd Roeck, Prof. Dr. Jörg Schweinitz, Prof. Dr. Margrit Tröhler, Prof. Dr. Wolfgang Beienhoff, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.00h

Filmische Atmosphären. Stimmungsräume, Texturen und die Sensibilität für die kleinen Dinge. 18. Sep., mehrere Referierende, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, E 13 (Senatszimmer), 09.30h

Regard Bleu #5. 18. Sep., Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, ab 15.00h

Tagung im Rahmen des strukturierten Doktoratsprogramms der Theologischen Fakultäten der Universitäten Basel, Bern und Zürich. Gefühle / Emotions. 19. Sep., Kirchgasse 9, 2-200, 09.00h

Infoabend der universitären Weiterbildung. 21. Sep., Mehrere Referierende, Zentrum für Weiterbildung, Schaffhauserstr. 228, 18.00h

Vom Nutzen der Historie für das Leben: Ungesehene Geschichte oder die Vergangenheit der Zukunft. 21. Sep., Prof. Dr. Bernd Roeck, Zentrum für Weiterbildung der Universität Zürich, Schaffhauserstr. 228 (grosser Seminarraum), 20.00h

Grenzräume der Forschung – Roger de Weck im Gespräch mit Nachwuchsforschenden. 22. Sep., Hauptgebäude, Rämistr. 71, G 204, 18.15h

Buchvernissage zu «Erkundungen». 22. Sep., Daniel Fueter (Dozent Liedgestaltung ZHdK), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, Q 2 (Turmzimmer), 18.15h

Psalms 13. 23. Sep., Prof. Dr. Christof Hardmeier (Universität Greifswald), Theologische Fakultät, Kirchgasse 9, 103, 18.15h

Human Rights in an Era of Globalisation. 24. Sep., Professor Sandra Fredman (Professor of Law at Oxford University, Fellow of

Exeter College, Oxford), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 118, 18.15h

Irrationale Liebesbeziehungen. 24. Sep., Prof. Dr. med. Dr. h. c. Jürg Willi, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.00h

Get Connected – Bridging Science and Business. 24. Sep., Michael Hengartner (Dean of the Faculty of Science), Claire Devillers (Project Manager, Life Sciences), Yann Ferrisse (Head of Alcedim Switzerland), Irchel, Winterthurerstr. 190, G55 (G55), 16.00h

Von der Rolle der Kernideen. 25. Sep., Dr. Peter Gallin, Beckenhof, Beckenhofstr. 35 (Dachatelier), BEC G01, 18.30h

Klagetraditionen: Form und Funktion der Klage in den Kulturen der Antike. 26. Sep., Dr. Margaret Jaques (Zürich), Dr. Anne Löhner (München), Dr. Andrea Kucharek (Heidelberg), Prof. Georg Petzl (Köln), Prof. Silvia Schroer (Bern), Kirchgasse 9, KIR 200, 09.30h

Manufactured Landscapes. Filmvorführung. 1. Okt., Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Geschorene und behaarte Ritualtrommeln im Himalaya. 8. Okt., Vortrag von Prof. Dr. Michael Oppitz (Ethnologie, Berlin), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Hermeneutische Theologie – heute? 9. und 10. Okt., Prof. Dr. Hans-Christoph Askani, Prof. em. Dr. Günter Bader, Prof. Dr. Pierre Bühler, Prof. Dr. Dr. h. c. Ingolf U. Dalferth, Prof. Dr. Werner G. Jeanrond, Prof. Dr. Jörg Lauster, Prof. Dr. Thomas Rentsch, Prof. Dr. Hans Weder, Prof. Dr. Jürgen Werbeck, Kirchgasse 9, 200 (Grosser Seminarraum, 2. Stock), ab 08.30h

Yves Bonnefoy: écrits récents (2001–2009). Yves Bonnefoy und viele andere, Karl-Schmid-Str. 4, F 152, 14. Okt., 16.00h; 15. und 16. Okt., ab 09.30h

Veranstaltungsreihen

Auferstehung der Evidenz?

Präsenz in der Architektur. 23. Sep., Prof. Dr. Philip Ursprung (Universität Zürich), Moderation: Michael Hagner, Rämistr. 36, E 14 (Seminarraum/Bibliothek), 18.15h

Kulturkritik und Eigensinn. 7. Okt., Prof. Dr. Ralf Konersmann (Christian-Albrechts-Universität Kiel), Moderation: Lutz Wingert, Rämistr. 36, E 14 (Seminarraum/Bibliothek), 18.15h

Berge (Interdisz. Ringvorlesung der Privatdozierenden)

Alpensichten – ein Landschaftsmodell als Instrument zur Konfliktvermeidung. 16. Sep., Dr. Norman Backhaus (Privatdozent für Humangeographie), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

Das Problem der Findlinge. Wie die frühe Hochgebirgsforschung zur Erfindung der «primitiven Gesellschaft» beitrug. 23. Sep., Dr. Werner Egli (Titularprofessor für Ethnologie), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

Florenwandel in der alpinen Stufe des Berninagebiets – ein Signal der Klimaerwärmung? 30. Sep., Dr. Conradin Burga (Titularprofessor für Geographie), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

Welche Zukunft hat das Schweizer Sömmerungsgebiet? 7. Okt., Dr. Irmi Seidl (Privatdozentin für Umweltwissenschaften), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

«A Day in the Mountains is Worth a Mountain of Books». John Muir und der Yosemite Nationalpark. Zur Ökonomie der Berge. 14. Okt., Dr. Ingrid Tomkowiak (Titularprofessorin für Europäische Volksliteratur), Rämistr. 71, F 104, 18.15h

Bilder und Zerrbilder Italiens (Interdisz. Vorlesungsreihe des Italienzentrums an der UZH)

«Übermenschen in den Osterferien»: Deutsche Italienreisende um 1900. 16. Sep., Prof. Dr. Bernd Roeck, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 18.15h

Cola di Rienzo: ein italienischer Revolutionär in der deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts. 23. Sep., Prof. Dr. Johannes Bartschat, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 18.15h

Goethes Begegnung mit Palladio. 30. Sep., Prof. Dr. Hubertus Günther, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 18.15h

La «scoperta dell'Italia» nella narrativa di Luigi Meneghello. 7. Okt., PD Dr. Pietro De Marchi, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 18.15h

Le Corbusier auf Reisen und der Mythos Venedig. 14. Okt., Prof. Dr. Stanislaus

von Moos, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 18.15h

Biologie und Erkrankungen von Wildtieren

Mit dem Tierarzt im Gepäck – Falknerei und Jagdreisen mit Falken in der arabischen Welt. 15. Sep., Prof. Michael Lierz (Justus-Liebig-Universität Giessen), Winterthurerstr. 260, 00.04 (Demonstrations-Hörsaal), 17.15h

Überlebensstrategien von Kleinsäugetern in der Sukkulente Karoo Südafrikas. 29. Sep., PD Dr. Carsten Schradin (Abteilung Verhaltensbiologie, Zoologisches Institut, UZH), Winterthurerstr. 260, 00.04 (Demonstrations-Hörsaal), 17.15h

Als Tierarzt in der Wüste – Erfahrungen mit Antilopen, Geparden und seltenen Vögeln. 13. Okt., Dr. Sven Hammer (Direktor Al Wabra Wildlife Preservation, Qatar), Winterthurerstr. 260, 00.04 (Demonstrations-Hörsaal), 17.15h

Collegium@Hönggerberg

Schwämme vom Mittelalter bis heute: Primitive Requisiten oder Hochleistungsorganismen? 7. Okt., Dr. Dirk Erpenbeck, Prof. Werner Müller, PD Dr. Iris Ritzmann, ETH Hönggerberg, Wolfgang-Pauli-Str. 10, Hörsaal G3, 17.30h

Erzählte Medizingeschichte

Aus der Sprechstunde eines Universitätsprofessors. 17. Sep., Wilhelm Vetter, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, E 21, 12.30h

Mein Weg als Neurochirurg. 1. Okt., Charles Probst, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, E 21, 12.30h

Erinnerungen eines Internisten. 15. Okt., Franz Rhomberg, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, E 21, 12.30h

Evolution (Ringvorlesung der Kommission für Interdisz. Veranstaltungen)

Alles nur Zufall? Darwins Evolutionstheorie in ihrer heutigen Gestalt. 17. Sep., Prof. Uli Reyer, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Evolution und Organisation: Über den Ursprung des Lebens. 24. Sep., Prof. Homayoun Bagheri, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Zeugen der Vergangenheit: Missing Links. 1. Okt., Prof. Marcelo Sanchez, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Das Geheimnis der Geheimnisse: Wege zur Artbildung. 8. Okt., Prof. Axel Meyer (Universität Konstanz), Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Galapagos – Evolution im natürlichen Labor: Darwin und die Folgen der Inzucht. 15. Okt., Prof. Lukas Keller, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Evolution: Darwins Erben (Wissenschaftshist. Kolloquium)

Vorfeld, Umfeld und Bedeutung von Darwins Werk. 22. Sep., Prof. Dr. Vincent Ziswiler, ETH Zentrum, Rämistr. 101, G 3, 18.00h

Revolutionen oder Evolution in der Entwicklung der Naturwissenschaften. 29. Sep., Prof. Dr. Paul Hoyningen-Huene (Universität Hannover), ETH Zentrum, Rämistr. 101, G 3, 18.00h

Darwin und die Evolution von Moral. 6. Okt., Prof. Dr. Carel van Schaik, ETH Zentrum, Rämistr. 101, G 3, 18.00h

Facetten der Entwicklung

Zürich: Reurbanisierung im Lichte von Wohnungsmarkt- und Segregationsprozessen. 30. Sep., Dr. André Odermatt, ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D 1.2, 18.15h

Dubai: Konflikte und Schattenseiten einer Inszenierung. 14. Okt., PD Dr. Heiko Schmidt (Geographisches Institut der Universität Heidelberg), ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, D 1.2, 18.15h

Future Reloaded: Zukunftsvisionen zwischen Wissenschaft und Fiktion

Wie funktioniert Science Fiction? 6. Okt., Kurzvorträge und Diskussion mit: Prof. Gerd Folkers (Direktor Collegium Helveticum), Dr. Simon Spiegel (Filmwissenschaftler und Journalist), Nathalie Wappler (Redaktionsleiterin Sternstunden SF), Semper-Sternwarte, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Gemeinsamkeit im Alter

«Warum es manchmal besser ist, schlechter zu sein»: Dyadische Perspektiven in der empirischen Altersforschung.

meine agenda



Hans Elsasser

Alpensichten – ein Landschaftsmodell als Instrument zur Konfliktvermeidung

16. Sep., PD Dr. Norman Backhaus, Rämistr. 71, F 104, 18.15 Uhr

«Es handelt sich dabei um die erste Vorlesung im Rahmen der interdisziplinären Ringvorlesung der Privatdozentinnen und Privatdozenten zum Thema «Berge». Die Alpen, die Berge, begleiten mich in Forschung und Lehre seit meiner Diplomarbeit über geomorphologische Formen im Avers (1966) bis zu meinem Rücktritt auf Ende HS 08. Es freut mich, dass diese spannende Vorlesungsreihe mit dem Vortrag eines Kollegen aus der Geographie startet.»

Zürich: Reurbanisierung im Lichte von Wohnungsmarkt- und Segregationsprozessen

30. Sep., Dr. André Odermatt, ETH, Rämistr. 101, D 12, 18.15 Uhr

«In den ersten Semesterwochen startet eine Vielzahl von interessanten Veranstaltungsreihen. Bei meiner Wahl habe ich mich in diesem Fall weniger vom Thema als vom Referenten leiten lassen. André Odermatt war ein langjähriger Mitarbeiter von mir. Ich verfolge immer mit grossem Interesse, mit welchen Fragen sich meine ehemaligen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen heute beschäftigen.»

Towards Uncharted Waters: Gauging the Ungauged Basin

3. Okt., Prof. Dr. Jan Seibert, UZH Zentrum, G 201 (Aula), 10.00 Uhr

«Antrittsvorlesungen sind immer spannend, weil man dank ihnen nicht nur Einblicke in aktuelle Forschungen erhält, sondern auch neue Professorinnen und Professoren sowie Privatdozierende kennenlernt. Auch wenn ich seit einem halben Jahr nicht mehr am Geographischen Institut tätig bin, interessiert mich die Antrittsvorlesung eines jungen Kollegen in der Geographie ganz besonders.»

Hans Elsasser war bis zu seiner Emeritierung 2008 Professor für Wirtschaftsgeographie an der Universität Zürich. Heute steht er der Senioren-Universität der UZH als Präsident vor.

23. Sep., Prof. Dr. Mike Martin, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 101, 18.15h

Grosseltern-Enkelkind-Beziehungen

– Soziale Gemeinsamkeit dank intergenerationalen Unterschieden. 7. Okt., Prof. Dr. François Höpflinger, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 101, 18.15h

Medizinhist. Vortragsreihe

Evidenz-basierte Medizingeschichte: Das Swiss Mummy Project. 1. Okt., PD Dr. med. PhD Frank Jakobus Rühli, Rämistr. 69, 106, 18.15h

Jacobs Center Kolloquium

Familienentwicklung in Ost- und Westdeutschland. 1. Okt., PD Dr. Dirk Konietzka, Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld, Schönberggasse 11, E 1, 12.15h

Zukunft und Risiko

Die Rückkehr der Geschichte. 7. Okt., Prof. Dr. Robert Kagan, Hauptgebäude, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Auf Du und Du mit der UZH



Packende Begegnungen: Die Nacht der Forschung bietet sie zuhauf.

500 Forschende, die auf sinnliche Weise Einblick in ihre Arbeit geben: Die dritte Nacht der Forschung macht Wissenschaft erneut zum lebendigen Ereignis. Am Freitag 25.9. von 17 Uhr bis Mitternacht bietet sich rund um den Bürkliplatz die Gelegenheit, die vielfältige Welt des Wissens kennenzulernen – an Ständen, auf dem Schiff oder in einer Science Show.

Stimmt es, dass ...

... Kinder die Beziehungsmuster und Werte ihrer Eltern übernehmen?

Ja. Kinder, deren Eltern eine stabile Beziehung führten, tendieren in ihrem späteren Leben ebenfalls zu harmonischen Partnerschaften. Auch was Wertvorstellungen anbelangt, wirkt das Elternhaus biografisch langfristig prägend. Dies konnte empirisch nachgewiesen werden. Aber der Reihe nach:

Vielleicht haben Sie bei sich auch schon beobachtet, dass Ihnen Dinge wichtig sind und Sie Überzeugungen vertreten, die jenen Ihrer Eltern sehr ähnlich sind. Möglicherweise ist Ihnen auch aufgefallen, dass Sie in Ihrer Partnerschaft oder im Kontakt mit den eigenen Kindern Verhaltensmuster zeigen, die Sie aus der Ehe Ihrer Eltern oder aus deren früherem Umgang mit Ihnen bestens kennen. Unter Umständen überrascht Sie dieser Sachverhalt gerade deshalb, weil Sie in der Jugend und im jungen Erwachsenenalter grosse Anstrengungen unternahmen, einen eigenen, vom elterlichen Lebensentwurf und Beziehungsmodell unterscheidbaren Weg für sich zu finden. So oder so verweisen Sprichworte wie jene vom Apfel, der nicht weit vom Stamm fällt, oder von den Jungen, die wie die Alten sunen, darauf, dass Kindern von ihren Eltern womöglich mehr auf ihren späteren Lebensweg mitgegeben wird, als sie gemeinhin annehmen.

Um zuverlässige Antworten auf die Frage zu erhalten, welchen langfristigen Einfluss Eltern auf ihre Kinder ausüben, braucht es prospektive Längsschnittstudien, die einen grossen Entwicklungszeitraum abdecken. Die von den Universitäten Zürich und Konstanz durchgeführte LiFE-Studie gehört zu den wenigen Studien, die dies leisten. Sie begleitete von 1979 bis 1983 fast 2000 Jugendliche und ihre Eltern durch die Adoleszenz und konnte 20 Jahre später über 1600 von ihnen im Alter von 35 Jahren erneut befragen. Vor ihrem Hintergrund soll hier der Einfluss der Herkunftsfamilien, bezogen auf die Übertragung elterlicher Beziehungsmuster und politischer Wertvorstellungen, veranschaulicht werden.

Scheidungskinder lassen sich häufiger scheiden

Für den ersten Bereich ergaben sich in der LiFE-Studie klare Belege. So zeigte sich, dass die Qualität der elterlichen Ehe sowohl durch ihre Vorbildfunktion als auch durch ihre Auswirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter die spätere Ehebeziehung der Kinder beeinflusste. Je zufriedener die Eltern in ihrer



(Illustration Azko Toda)

Ehe waren, desto konfliktloser gestaltete sich auch die Partnerschaft ihrer erwachsenen Kinder. Eine warmherzige und konfliktarme Beziehung der Eltern zu ihren adoleszenten Kindern wirkte sich zudem über die Entwicklung von Beziehungskompetenzen beim Kind positiv auf dessen Ehe im Erwachsenenalter aus.

Ähnliche Transmissionseffekte konnten bezogen auf die Instabilität elterlicher Ehen festgestellt werden. Junge Erwachsene, die in ihrer Kindheit oder Jugend die Scheidung ihrer Eltern erlebt hatten, liessen sich bereits nach wenigen Ehejahren häufiger scheiden als ihre Altersgenossen ohne entsprechende Erfahrungen. Dabei scheint das Scheidungsrisiko zumindest teilweise durch Kompetenzdefizite übertragen worden zu sein, die bei Scheidungskindern aufgrund der Belastung durch die elterliche Trennung entstanden waren. Der langfristige Einfluss familiärer Erfahrungen auf die Beziehungsentwicklung der Kinder erwies sich insgesamt, trotz der deutlich nachweisbaren Effekte, jedoch nur als moderat. Weitaus bedeutsamer für die Gestaltung der Partnerbeziehung der Kinder war, welchen Verlauf ihr späteres Leben genommen hatte.

Auch bezogen auf die politischen Wertvorstellungen zeigten sich die Heranwachsenden der LiFE-Studie im Jugendalter von ihren Eltern überraschend stark beeinflusst; sie übernahmen beispielsweise deren Parteipräferenz in weit über zufälligem Masse. Und obschon sich beim Übergang ins Erwachsenenalter eine

sukzessive Emanzipation von zunächst unhinterfragt übernommenen Ansichten vollzog, teilten auch Fünfunddreissigjährige in zwar reduziertem, aber noch immer bedeutsamem Ausmass die politischen Wertvorstellungen ihrer Eltern.

Könnte aber diese Übereinstimmung nicht ausschliesslich auf die genetische Ähnlichkeit der Eltern und ihrer Kinder zurückzuführen sein? Ein wichtiger Befund spricht gegen diese Deutung: Der Grad der Transmission politischer Wertvorstellungen erwies sich nicht als fixe Grösse, er variierte in Abhängigkeit von bestimmten Eigenschaften der Eltern und Kinder – insbesondere der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter. Je enger und vertrauensvoller sie war, desto ähnlicher waren die Wertvorstellungen. Jugendliche mit betont harmonischer Beziehung zu ihren Eltern übernahmen deren Parteipräferenz im Alter von 15 Jahren nahezu vollständig. Auch im Erwachsenenalter war bei ihnen die Übereinstimmung mit den Eltern noch die höchste, aber es hatte eine vergleichsweise stärkere Emanzipation stattgefunden als im Durchschnitt.

Elterlicher Einfluss wirkt lange nach

Die Frage, ob familiäre Erfahrungen langfristig bedeutsam sind, lässt sich mit Blick auf diese Ergebnisse klar bejahen. Die Herkunftsfamilie wirkt über die Grundlegung von Beziehungskompetenzen und Wertvorstellungen bis in spätere Lebensphasen hinein. Sie verliert jedoch mit zunehmendem Alter der Kinder an Bedeutung zugunsten ausserfamiliärer Beziehungen und neuer Lebenserfahrungen sowie der wachsenden kindlichen Fähigkeit, sich neue soziale Umwelten zu erschliessen, sich für bestimmte Wege zu entscheiden und damit die eigene Entwicklung losgelöst von der Herkunftsfamilie selbst zu gestalten.

Fred Berger und Urs Grob,
Institut für Erziehungswissenschaft

Weitere Befunde zur Transmissionsthematik sowie zur Entwicklung vom Jugend- ins Erwachsenenalter finden sich in der jüngsten Publikation des LiFE-Projekts: H. Fend, F. Berger, U. Grob: Lebensverläufe, Lebensbewältigung, Lebensglück. Ergebnisse der LiFE-Studie. Wiesbaden: VS Verlag 2009.

Blick von aussen

«Menschlich sein, wo es um Menschen geht»

Thomas Rosemann ist seit letztem Jahr ausserordentlicher Professor für Hausarztmedizin. Im Folgenden schildert er seine ersten Eindrücke. Und warum er als Bayer manchmal wie ein Schweizer fühlt.



«Legere Offenheit»: Thomas Rosemann fühlt sich wohl an der UZH. (Bild fb)

Der erste Eindruck von der Universität Zürich kam per Post: Die sehr freundlich gehaltene Einladung zur Probevorlesung. Während der Vorträge und dem Gespräch mit der Berufungskommission war ich beeindruckt von der Professionalität einerseits, die nichts hatte von dieser steifen Arroganz, wie ich es aus Deutschland kannte, und der legeren Offenheit und Freundlichkeit andererseits. Dieser erste Eindruck hat sich für mich bisher konsequent bestätigt; ich bin immer wieder überrascht, wie bemüht die Universität, aber gerade auch das UniSpital mit allen Anliegen umgehen.

Bestes Beispiel war der Umzug unseres Instituts. Es blieb kein Forscherwunsch offen. Davon kann man anderswo nur träumen. Aber auch die Zusammenarbeit mit anderen klinischen Disziplinen oder Professionen erlebe ich hier als sehr freundlich und entspannt. Für jemanden, der seine klinische Ausbildung in dem sehr hierarchischen deutschen System «durchlitten» hat, eine wahre Wohltat. Und dabei eigentlich nur normal. Dort, wo es primär um den Menschen geht, sollte es auch menschlich zugehen.

Vor kurzem habe ich irgendwo die Schlagzeile gelesen «Wie die Deutschen

die Schweiz verändern». Ehrlich gesagt: Ich kenne diese Diskussion nur aus den Medien. Verstehen kann ich allerdings den einen oder anderen ablehnenden Reflex schon: Ich komme ja aus Oberbayern und bin mit dem dortigen Dialekt gesegnet. Was einer meiner (hochdeutschen) Grundschullehrer zum Anlass nahm, meine Eltern zu ermahnen, mir doch unbedingt «vernünftiges Hochdeutsch» beizubringen, damit ich später einmal «überhaupt Chancen» habe. Da denkt der Bayer dann auch «Schleich di».

Wie wichtig und befruchtend aber der länderübergreifende Austausch ist, erlebe ich täglich in meiner Forschungstätigkeit. Während man in der Schweiz in der Grundversorgung – also dort, wo 90 Prozent aller Menschen medizinisch behandelt werden – praktisch nicht forscht, ist diese Forschung in anderen Ländern längst etabliert. Sie trägt weit mehr als die klinische Forschung zur Frage bei, wie wir bei begrenzten finanziellen Ressourcen eine optimale Betreuung der Bevölkerung ermöglichen. Die Herausforderung, die etwa durch die Zunahme chronischer Erkrankungen auf uns zukommt, ist nicht durch neue Medikamente zu lösen, sondern erfordert neue Versorgungsansätze. Hier wartet Pionierarbeit auf unser Team. Aber angesichts der guten Rahmenbedingungen in Zürich bin ich äusserst optimistisch. Auch wenn Hochdeutsch immer noch nicht meine Stärke ist.

Thomas Rosemann

Letztes

Sind wir so alt?

Wir schlendern über den Flohmarkt, geniessen die entspannte Atmosphäre, das Durcheinander von Generationen und Geräuschen. Irgendwoher erreicht eine bekannte Melodie unsere Ohren, wir folgen ihr.

Dann stehen wir vor einem Karussell: Glückliche Kinder auf prächtigen Schimmeln, in bunten Automobilen und stolzen Flugzeugen. Und aus den Lautsprechern schreien die Rolling Stones wütend «I can't get no satisfaction».

«Das war doch einmal unser Lieblingslied», seufzt meine Herzdame. «Aber da führen wir schon Mofa», ergänze ich konsterniert.

Die Karussellmusik bleibt ihrem Stil treu und zelebriert Rockgeschichte. Sechsjährige wippen zu «Smoke on the water», Schnulker wackeln bei Jimi Hendrix' «Foxy Lady», Plüschbären werden zu «Whole lotta love» gekuschelt. Bei «Hells Bells» wenden wir uns ab – um Jahre gealtert.

«Wenigstens nicht ABBA», versucht mich meine Herzdame zu provozieren. Aber ich bin zu schwach, um meine Lieblingsband aus Teenagerzeiten zu verteidigen.

Abends gehen wir in eine «Ab 30»-Diskothek. «Dann fühlen wir uns wieder jung», hat mich meine Herzdame überzeugt.

Dort ertönt das gleiche seichte Gedudel, welches den ganzen Tag im Radio zu hören ist – nur viel lauter. Und schliesslich geschieht das Unvermeidliche, was uns schon vor einem Vierteljahrhundert aus allen Diskotheken vertrieben hatte: Die Village People grölen «YMCA» und das Publikum wirft im Ritual die Arme herum. Meine Herzdame blickt mich leidend an: «Gehen wir wieder zum Karussell.»

Thomas Poppenwimmer